

Einzelpreis 70 Heller.

Redaktion und Verwaltung: Prag, II., Refazants 14

Telephone: Tagesredaktion: 26793, 31469 Nachtredaktion: 26797

Postfachamt: 37544

Interate werden laut Tarif billigt berechnet. Bei öfteren Anschaltungen Preisnachlaß.

Sozialdemokrat

Zentralorgan der Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei in der Tschechoslowakischen Republik.

Bezugsbedingungen:

Bei Zustellung ins Haus oder bei Bezug durch die Post: monatlich Kr 16.— vierteljährlich . . . 48.— halbjährig 96.— ganzjährig 192.—

Rückstellung von Manuscripten erfolgt nur bei Einleitung der Retourmarken.

Erscheint mit Ausnahme des Montag täglich 20.

10. Jahrgang.

Mittwoch, 24. Dezember 1930

Nr. 301.

Offiziersverschwörung in Belgrad?

17 hohe Offiziere verhaftet.

Belgrad, 23. Dezember. (C. P. B.) Wie verlautet, sind auf dem Gebiete des Königreiches Jugoslawien 17 Offiziere, die, wie die polizeiliche Untersuchung ergab, Mitglieder einer „Geheimliga für Gerechtigkeit und Freiheit“ waren, verhaftet worden. Unter den Offizieren befinden sich mehrere hohen Ranges.

Ihre Vernehmung wird, wie verlautet, von dem Ministerpräsidenten General Jibovic vorgenommen. Die Märier melden, daß die Liga einen Aufruf verbreitet habe, der sich gegen das Regime und gegen König Alexander richtete.

Zariverhandlungen mit Jugoslawien für Mitte Jänner in Aussicht genommen.

Prag, 23. Dezember. Am 21. d. M. passierte der Chef der handelspolitischen Sektion des jugoslawischen Handelsministeriums Milivoje Pijla Prag. Er benötigte keinen kurzen Aufenthalt in Prag dazu, um mit dem Vorstand der volkswirtschaftlichen Sektion des Außenministeriums Dr. Friedmann in Fühlung zu treten. Es wurden Fragen beraten, die mit dem in Vorbereitung befindlichen Zolltarifvertrag in Zusammenhang stehen. Es kam zu einer Einigung über das Vorgehen und die Richtlinien bei den Verhandlungen, die nach den bisherigen vorläufigen Dispositionen in der ersten Hälfte des Monats Jänner begonnen werden sollen.

Ungarn nicht unersehbar.

Belgrad, 23. Dezember. Der Verband der tschechoslowakischen Konsumvereine hat mit der jugoslawischen landwirtschaftlichen Genossenschaft und der privilegierten jugoslawischen Exportgesellschaft eine Vereinbarung getroffen, wonach der Verband seinen gesamten Bedarf an landwirtschaftlichen Produkten in Jugoslawien decken wird. Der Jahresumsatz des Verbandes an diesen Produkten beläuft sich auf 100 Millionen K.

Wahlen in Budapest.

37 Sozialdemokraten.

Budapest, 23. Dezember. Die Wahlen in den Budapestiner Gemeinderat brachten den bürgerlichen Parteien 113 Mandate, während die Sozialdemokraten 37 Mandate erwarben. Von den bürgerlichen Parteien erhielten die rechtsstehende christlichsoziale Opposition (Wolff) 46, einseitige Kommunisten Partei (Stosus) 22, christliche Opposition (Friedrich) 10, die neugegründete Frontkämpferpartei 5 Mandate. Von den linksstehenden Parteien erhielten die Demokraten 16 und die ebenfalls diesmal zum ersten Male in den Wahlkampf getretene liberale Partei (Rassay) 14 Mandate. Eine kommunistische Kandidatur in der Rathauspolitik wird daher nicht erfolgen.

Reichsbanner konfisziert Nazi-Waffen.

München, 23. Dezember. (Eigenbericht.) Die sozialdemokratische „Münchener Post“ berichtet von einem reichen Fund, den Reichsbannerwehren machten. Sie nahmen den Potentkugeln ein ganzes Waffenlager ab und übergeben es ordnungsgemäß der Münchener Polizeidirektion, darunter ein komplettes Maschinengewehr mit zwei Kisten Munition und allen möglichen Ersatzteilen.

Wie die Kommunisten das Waffenelend ausdroteten.

Berlin, 23. Dezember. (Eigenbericht.) Die Kommunisten beabsichtigen, am 24. Dezember in fast allen Teilen des Reiches sogenannte Hungerprozessionen zu veranstalten. Die Kundgebungen sollen nach einseitigen von der Zentrale der K.P.D. in Berlin offerierten Richtlinien durchgeführt werden. Inzwischen sind in einem großen Teil der deutschen Städte für den 24. Dezember alle Veranstaltungen unter freiem Himmel verboten worden.

Spanien.

Paris, 23. Dezember. „Petit Parisien“ meldet, daß in Spanien weitere Verhandlungen vorgenommen werden. Gellern wurde in San Sebastian der Direktor des Blattes „La Prensa“ verhaftet.

Weihnachten in der Krise.

Zeit den letzten Kriegs-Weihnachten, die in die Wochen nach dem Zusammenbruch der Mittelmächte fielen und im Zeichen des drohenden Chaos von Bürgerkrieg, Hunger, imperialistischem Siegestrausch standen, haben wir so traurige Weihnachten wohl nicht erlebt. Aber damals strahlte durch die Nacht, in der den Armen keine Christbaumkerzen entzündet waren, weil man sie längst aufs Blech gestrichen hatte, um seine Kleie daran zu „kuchen“ zu kochen, doch noch der Stern einer großen Hoffnung, denn die Weihnachtsbotschaft schien nach vier blutigen Festen, an denen das „Frieden den Menschen auf Erden“ nur ein lösmischer Hohn auf die irrünftig gewordene, im Maschinenmord betende Christenheit gewesen war, nun nach Niederbruch und Waffenstillstand doch Wahrheit zu werden. Was aber tröstet uns nun, zwölf Jahre nach Kriegsende, was tröstet uns über die Segnungen eines Friedens, der Millionen nicht mehr bietet, als sie in der Hungersnot des Krieges bekamen?

Es gibt keine Insel des Friedens und Wohlstands in der Welt von 1930. Von San Francisco bis London und von London bis Shanghai: Hunger, Not, Arbeitslosigkeit, Ratlosigkeit, Verzweiflung und für all das eine schicksalsschwere Zauberformel: Krise. Vielen, der großen Mehrzahl, noch immer ein Rätselwort für die schwere Krankheit des gesellschaftlichen Körpers, die in regelmäßigen Perioden wiederkehrt, im mächtig erschüttert, unabweisbarig ihre Opfer fordert, um dann der neuen Konjunktur zu weichen. Seit hundert Jahren kennen wir diese Art Krisen — zum erstenmal suchten sie nach den napoleonischen Kriegen, nach 1815, Europa heim — und seit 80 Jahren, seit Marx und Engels uns die Bewegungsgesetze der kapitalistischen Wirtschaft lehren, wissen geschulte Sozialisten auch diese Krise zu deuten. Wir erkennen die tiefere Ursache des Widerstands, daß eine Krise aus Ueberflus entsteht, daß Millionen hungern, weil zu viel Güter da sind. Wir wissen, daß die Krisen nicht mehr wie einst in alten Zeiten aus dem absoluten Mangel, der Wehrlosigkeit der Menschen vor den Naturgewalten, aus der unzureichenden Beherrschung der natürlichen Hilfsquellen entspringen, sondern aus dem Widerspruch, der zwischen der Art der Gütererzeugung und der Form der Güterverteilung besteht. Die Arbeitsprodukte gehören nicht denen, die sie durch ihre Arbeit geschaffen haben, sondern den Eignern des „Kapitals“, der Fabriken, Maschinen, Aktien, Wertpapiere. Und produziert wird nicht, um den Bedarf der Menschen zu decken, sondern um den Profit der Kapitalistenklasse zu mehren. Seit einem Jahrhundert wird die abendländische Menschheit von Krise zu Krise gepeinigt, seit dreiviertel Jahrhunderten ist das „Geheimnis“ der Krise kein Geheimnis mehr, sondern ein übersichtlicher, durchsichtiger Prozeß, der aus dem Wesen unserer Wirtschaft erwächst, aber nur langsam, allzulänglichsam oberflächlich sich die Erkenntnis vom Wesen der Krise und das Wissen um den Weg zu besseren Wirtschaftsformen die Köpfe der Menschen. Denn dieses Erkennen, dieses Wissen, das ist die Revolution, das würde nicht nur das Ende der Not für die eine Klasse der Gesellschaft, sondern auch das Ende des Reichums der andern bedeuten. Und da diejenigen, die reich sind und reich bleiben wollen, über die Quellen der öffentlichen Meinung verfügen, da sie Geist und Bildung für die breiten Massen rationieren, so dringt die Erkenntnis so langsam vor. Darum feiern wir heute, nach zwölf Jahren des Friedens, so traurige Genußweihnachten!

Vergessen wir es nicht: diese Not, die auf allen Gassen schreiet, an allen Häusern bettelt, in jeder Mietskaserne zu Gast ist, das ist keine naturnotwendige, allgemeine schicksalshängige Not! Es ist nicht so wie vor hundert Jahren,

wenn Hungersnöte über das Volk hereinbrachen, von denen mittelalterliche Chronisten uns erzählen. Damals mochte es vorkommen, daß ein Unwetter die Saaten vernichtete, daß der Landesfeind die Ernte auf den Feldern oder in den Scheunen raubte, die Dörfer in Reihen niederbrannte, daß die Pest die Bewohner bis auf einen kleinen Rest föllte oder Zeuchen das Vieh dahinstrafte, so daß der Bauer selber vor dem Pflug gehen mußte und die Flur die Dorfgemeinschaft nicht ernährte. Geschah solches Unglück, dann war es schwer, ihm zu steuern; es gab keine Bahnen, kaum noch fahrbare Straßen oder schiffbare Flüsse; es gab auch wenig oder kein Geld, um das man in fremden Ländern Getreide hätte tauschen können. Nur Könige und Fürsten hatten einige Truhen gemünzten und ungemünzten Goldes, für das sie auf fernen Märkten Korn eintauschen konnten. Damals entsprang die Not dem allgemeinen Mangel und sie war wohl in der Regel auch eine gemeine Not, an der jeder sein Teil hatte und die auch den Tafelfreunden des Grundherrn Abbruch tat. Heute aber zahlen die einen mit ihrer Blöße für den Luxus der andern, mit ihrem Hunger für die vollen Wäntle der Ausbeuter, mit ihren Gebrechen für die blühende Gesundheit der oberen Zehntausend. Der Bettler in Lumpen und der Lump im Pelz, der verzerrte Arbeitslose ohne Zahnhöhlen und der Bankdirektor im Purpursamt, die Spülkübel, aus denen hungernde Kinder genießbare Broden fischen, und das Nobelrestaurant, von dessen Tischen diese Broden abfallen, das alles liegt unmittelbar, vergleichbar und zum Vergleich reizend, nebeneinander, und aus dem Kontrast erst entsteht der Begriff des schreienden sozialen Unrechts. Sehen wir nicht in den Auslagen der Großstadtstraßen märchenhafte Tafelgenüsse aufgeschleppt, Produkte aller Länder zusammengetragen, um die Christfest-Tafel der Herrschaftshäuser zu zieren? Gibt es nicht in dieser Welt, deren Arbeitslosenziffer täglich um Tausende steigt und heute schon der fünfzehnten Million naht, Juwelen, Pelze, Luxusautomobile, Winterkurorte mit märchenhaften Preisen, eleganteste Stoffe für die Damen der großen Gesellschaft? In einem Blumengeschäft, das in dieser Zeit der harten Not Hochbetrieb hat, hört man beiläufig, daß es Blumenarrangements zu Preisen gebe, die man nicht genannt hätte, wenn man ausschneiden und aufreizen wollte, und daß der Herr Bankier X seiner Tochter zum Weihnachtsabend eine Orchideenode um 30.000 (ja, dreißigtausend!) Kronen aufbauen lasse! Man sängt Gesprächsreden auf: für eine Stigmatur, ein paar Lederlöffel, die Schlafwagenkarten nach Tirol und ein „paar Kleinigkeiten“ — erzählt eine kleine Tänzerin — habe ihr Freund, schließlich ein Schieber von Beruf und Geburt, heute Nachmittag 50.000 Kronen ausgegeben; Juwelenstücke, von 50.000 aufwärts und bis in die Hunderttausende kostend, werden als „kleine Weihnachtsgeschenke“ zwischen den Großen dieser Welt getauscht, während den Ändern der kleinste Bruchteil solcher Summen schon ein Weihnachtswunder — eine warme Stube, ein Stück Fleisch, einen heißen Tee und einen Strizel, höchstes unerreichbares Glück für Zehntausende Familien, für Hunderttausende Kinder — bedeuten könnte!

Krisen-Weihnacht, so schlimm beinahe wie Kriegsweihnacht, ohne Freude, ohne Glanz, kehrt bei den Menschen ein und in Hunderttausend Krippen, in Lumpen und Stroh gebettet, liegt das Kind von Bethlehem, millionenfach wird die Legende zur Last und das Wort zu Fleisch. Die Gesellschaft, die sich christlich nennt und dem uralten Volksfest den religiös konfessionellen Stempel aufdrückt, wiederholt den bethlehemitischen Kindermord in unendlich verroherten Auslagen, aber sie würde dem flüchtenden Paare mit ihrem

Grundglaube, daß die Heiligkeit des privaten Hausbestandes durch kein Mieterrecht eingeschränkt werden dürfe, auch das Tobdach im Stall verteidigen. Wird aus den Hunderttausenden, die diese Christnacht als frierende, hungernde Kinder in Lumpen gebettet finden, der Meister, der Erlöser ersehen, den die Menschheit seit zwei Jahrtausenden erwartet? Hat einem der Stern geleuchtet, ist einer ausgewählt? Wir wissen es längst, daß uns aus selbstverfaulender Not keine höhere Macht befreit, daß die Menschen selbst ihre eigene Geschichte machen und kein Erlöser sie ins Paradies führt, sondern sie selbst die Welt umgestalten müssen. Daß die Nöte und Krisen nicht vom Himmel verhängte Strofen, daß sie mechanische, mit dem nüchternen Verstand zu ergründende Folgen einer katastrophalen Wirtschafts- und fern von Schwärmerei und Romantik wollen wir an das Werk der Zerstörung und des Aufbaues, der Umgestaltung einer ungeordneten Ordnung schreiten.

Aber der Erlöserglaube, der den Menschen innewohnt, der Zauber der alten Legenden und Sagen, der Traum eines schöneren Lebens, den ihnen religiöse Rulte und volkstümliche Märchen, alte Bräunche, und die naturverworfene Feststimmung eingegeben, sie sollen uns helfen, unsere Erlöserbotschaft, unseren Zukunftsplanen die Augen zu senken. Wann wäre, wie an diesem Tage, der allgemeine Freude und Frieden allen Menschen bringen soll, die eines guten Willens sind, wann sonst wäre der trügerische Schein dieser Welt, der sich Moral, Kultur, Religion, Freiheit, Gerechtigkeit und mit einem Duzend anderer Worte nennt, so offenbar und in so tragischem Kontrast zum wahren Sein einer Jammerwelt, die von tausendfachen Lüge, Barbarei, schamlosem Materialismus, Unterdrückung, Rechtsbeugung und Ausbeutung bezahlt! In den Palästen derer, die in Wahrheit, ob Christ oder Jud, die Tradition der Verodes und Pilatus fortsetzen, brennen die Wachstücher auf den Edeltannen und mit Champagnergelagen wird „Stille Nacht, heilige Nacht“ gefeiert — aber in den Gütten und Spelunken der Millionen Arbeitslosen hätte man wiederum für den Weihnachtszauber nur die eine Verwendung, daß man mit dem Christbaum erst einmal die Stube heizen müßte! Weihnachten, das Fest des Friedens, der Verbrüderung, der Geschenke und der Freude ist kein Fest für Krisenzeiten. Fällt es in solche Zeit der blutigen Not — und man muß die Feste eben feiern, wie sie fallen — dann muß es um so mehr ein Tag sein, an dem jeder Gedanke, jeder Herzschlag dem Protest gegen diese verlogene Bürgerwelt von Schiebern, Händler, Ausbeutern, von Machthabern, Würdenträgern und Heimwehchristen, von falschen Propheten, Priestern und Predigern gilt. Vergessen wir nicht und jagen wir es an diesem Tage den Millionen, zu deren Verstand wir nicht sprechen, deren Herzen wir aber rühren können, die zu uns gehören, aber nicht zu uns finden, finden wir es den Weihnachtsgläubigen, die der Erlöserbotschaft lauschen, die seit zweitausend Jahren der Erfüllung harret, daß von der Krippe von Bethlehem die Legende den Erlöser in den Tempel führt, aus dem er die Weisheit peitschte und daß sie ihm das Wort in den Mund legt, daß dieser Stunde besser als das Gloria in Excelsis sich fügt: Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert!

Krise der menschlichen Gesellschaft

Weihnachten, das Fest der Liebe und Freude, trifft 1930 die arbeitenden Menschen aller Erdteile in furchtbar schwerer Zeit. Eine Wirtschaftskatastrophe ist über die Menschheit hereingebrochen, wie sie kaum vorher erlebt worden ist. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika fünf Millionen Arbeitslose, in Deutschland fast vier Millionen, in England nahezu drei Millionen, bei uns über 300.000 — Millionen hungernder, verzweifelter Männer und Frauen, Millionen von Kindern, denen es am Notwendigsten fehlt: das ist die menschliche Weihnacht einmitleidig hundertunddreißig. Vor zwölf Jahren läuteten die Friedensglocken, läuteten sie die Freude der Menschen in die Welt hinaus, daß das ungeliebte Nordland im Ende gefunden habe. Heute ruhen die Waffen, aber es ist ein Friede ohne Arbeit, ohne Brot, ein Friede der Not und des Elends, des Hungers und der Verzweiflung.

Die menschliche Gesellschaft leidet an einer schweren Krankheit, der soziale Körper ist von Fieberchauern geschüttelt, der Mechanismus der kapitalistischen Weltwirtschaft ist gestört. Es ist eine Tragödie der Menschheit, daß der Fortschritt der Wissenschaft, die bessere Ausnutzung der Naturkräfte, die Erfindung immer neuer, immer komplizierterer Maschinen die Rasse der Menschen in wachsendem Elend treibt. Du kannst die Wunderwerke der Technik an: aber sie treiben die Menschen zum Fabrikstor hinaus und lassen ihn mitleidlos auf der Straße liegen. Du wunderst dich über die Libbens-Dwens-Fourcault-Maschine, mit der Tadelgas hergestellt wird, aber der Glasbläser irrt arbeitslos umher. Du siehst die komplizierteste Apparatur in der Metallindustrie, die zwanzig und dreißig Arbeitsoperationen verrichtet, aber der Metallarbeiter verliert seine Arbeit. Du siehst staunend vor den Fortschritten der Chemie, aber die Erzeugung von Kohle durch Sel und Elektrizität, der Dampfmaschine durch den Explosionsmotor raubt dem Bergarbeiter, dessen Arbeitsplatz durch Bohr- und Schrämmaschinen ohnehin von Tag zu Tag schmaler wird, die Arbeit und er muß Starzschicht machen. Die Technik tritt ihren Siegeszug durch die Welt an, staunend vernimmst du es, daß in Australien und Neuseeland, in Südmexiko und in Südafrika, in Indien und Japan Fabriken und Bergwerke, Hochöfen und chemische Laboratorien entstehen, Eisenbahnen und Elektrizitätswerke gebaut werden, aber die indische Textilindustrie raubt dem Textilarbeiter von Lancashire, die japanische Glasindustrie dem Glasarbeiter von Teplich und Tomowald, Haiba und Steinschönau die Existenz. Wohin soll es mit uns kommen, denken viele, wenn es so weitergeht, was haben Wissenschaft und Technik für einen Sinn, wenn sie uns dem Hunger in die Arme treiben, was hat das laufende Band für einen Sinn, wenn die in rascher Folge und in höchster Teilarbeit erzeugten Waren nicht abgesetzt werden können, was hat das ganze Leben für einen Sinn, wenn der Fortschritt nur für wenige da ist, wenn die Anwendung von Wissenschaft und Technik die Reichen noch reicher und die Armen noch ärmer macht?

Verzweifelt und ratlos stehen die Menschen vor diesen furchtbaren Erscheinungen, vor diesen grotesken Folgen menschlicher Denkarbeit, wissenschaftlicher Fortschritt, können Erfindergeistes, tapferen Wagemuts des Chemikers und Technikers. Auch wir Sozialisten sind erschüttert ob des Zusammenhanges von tieferem Eindringen in die Geheimnisse der Naturkräfte,

ihrer Zähmung und Bändigung, ihrer Anwendung im Produktionsprozeß und gehäutem Elend, irrer Verzweiflung, stöhnendem Schreie banger Männer, trauriger Mütter und freudloser Kinder. Aber wir kennen die Ursache und wissen, wo Abhilfe ist, wir verirren uns nicht in dem Tal der Tränen, durch das wir wandern müssen, wir sehen den Weg ins Freie, der uns aus der Stidluft der Niedrigung in reine Höhen führt. Wir haben längst erkannt, daß das Fieber der Welt seine Ursache in der Krise der kapitalistischen Wirtschaft hat, daß nicht der Fortschritt von Wissenschaft und Technik mit innerer Notwendigkeit zur Verelendung der arbeitenden Massen führt, sondern die Tatsache der Monopolisierung der Technik zugunsten einiger weniger. Die Früchte allen wissenschaftlichen Fortschrittes fallen einer kleinen Gruppe von Menschen zu, die über Maschinen und Fabriken, Hochöfen und Bergwerke, Banken und Industrie verfügen, über die Leiber von Millionen Menschen schreiten die Kapitalismagnaten erbarmungslos hinweg. Während ihr Mund von süßen Redensarten riecht, treten ihre Füße auf schneende Herzen und strebende Hirne, zertrampeln sie blühendes Leben, ersticken sie den Ruf nach Freiheit und Leben, der aus Millionen von Brüsten sich emporringt. Noch immer gilt das Wort von Engels, daß die Bourgeoisie Gott sagt und Kaitun meint. Und wenn sie heute weniger Gott sagt als vor neunzig Jahren, so redet sie von Volk und Vaterland und meint Kurse und Aktien. Und wenn das Kapital, dieser Moloch, der den Arbeitern das Blut aus den Adern saugt und das Hirn aus den Köpfen preßt, nicht im Frieden seine Profite in die Höhe zu treiben vermag, dann wird es die Menschheit in ein neues Ausmaß jagen, wird wieder die Leiber der Menschen durch Granaten zerfetzen lassen und ihren Atem durch giftige Gase ersticken.

So müssen wir gerade an dem Elend der heutigen Welt den Menschen aufzeigen, wohin der Kapitalismus die Menschheit gebracht hat, welche kaffende Gegensätze zwischen üppigstem Reichtum und grenzenloser Armut sich aufgetan haben, wie der Prolet in Luxuswagen dahinfährt und der Arbeitslose mit dem Verkauf von ein paar Zeitungen beschäftigt, mit Mühe und Not sein Leben vor dem knatternden, rasenden

Wallo rettet. Wie die Luxusweiber der Bourgeoisie mit brillantbesetzten fleischigen Händen ihr müßiges Leben spazieren führen, die weil die Textilarbeiterin der doppelte Elend der Fabrik und des Haushalts ist. Wie die aufgelaufenen Kinder der Reichen die teuersten Spielsachen bekommen, während für das Proletarierkind kaum ein warmer Mantel und ein paar feste Schuhe übrigbleiben. Die Geschichtsschreiber des Altertums erzählen, daß nach der Niederlage der Perser durch die Griechen ein Sklave dem auf Vergeltung sinnenden Perserkönig Darius jeden Tag sagen mußte: „Herr, gedenke der Athener!“ So muß man den Arbeitern und Arbeiterinnen, die Millionenopfern einer verruchten Gesellschaftsordnung, immer wieder zurufen: „Vergesse nicht, daß der Kapitalismus Euch knechtet, vergesse nicht, daß er die Ursache Eures materiellen Elends und Eurer geistigen Not ist!“

Die gegenwärtige Krise der menschlichen Gesellschaft treibt alle Widersprüche der kapitalistischen Wirtschaft auf die Spitze. Immer unanger die Verelendung der Weltwirtschaft und immer heftigere Gegenläufige der Nationalwirtschaften: gute Ernte und großer Hunger; zu viel Waren und zu wenig Waren zugleich; wachsende Produktivität der menschlichen Arbeit und wachsende Arbeitslosigkeit; immer gewaltigerer Reichtum und immer umfassendere Massenarmut. Immer mehr kriecht es im Gebälk der kapitalistischen Wirtschaft, immer mehr knarren die Räder des kapitalistischen Produktionsprozesses. Die schwere Krise der kapitalistischen Welt ist die Abenddämmerung der bürgerlichen Gesellschaftsordnung. Der Generation des Überganges, die wir sind, barren der Opfer diese. Aber wir werden sie bringen, weil die Menschheit das grausige Schicksal von heute nicht tragen kann. Siegreich dringt die Idee des Sozialismus vor, weist über unsere Reichen breitet die Erkenntnis der Notwendigkeit einer planmäßigen Wirtschaft aller für alle aus. Eine alte Welt zerfällt — unter diesem Zerfall leiden die Menschen unendlich. Aber schon stehen die Baumeister da, eine neue Welt aufzubauen. Und während noch viele Menschen am Weihnachtstage ihren Blick zurückschweifen lassen in die Zeit vor zweitausend Jahren, unser Gedanke gehört der Zukunft, da verwirklicht sein wird der Friede den Menschen auf Erden und jeder ein Wohlgefallen haben wird an einem menschenwürdigen Leben.

E. D.

Wird die Spindel fruchten?

Unter dem Titel „Das starre Dogma in der Politik“ veröffentlicht der Chefredakteur Max Horner des „Nordböhmischen Tagblatt“ in Teßchen in dieser Zeitung und deren Kopieblättern einen bemerkenswerten Leitartikel.

Ausgehend von dem durch Bismarck ausgesprochenen Gedanken, die Politik sei eine Kunst, unter den gegebenen Umständen das Mögliche zu erreichen, wendet sich der Verfasser gegen die rein dogmatische Auffassung der sudetendeutschen Politik. Und zwar in der Form einer Polemik gegen einen Artikel, der das Festhalten am starren Dogma empfahl. Die Opposition soll darnach grundsätzlich immer Opposition bleiben und keinen Schritt von ihren Höchstforderungen abgeben. Dagegen wendet sich Herr Horner ganz entschieden. Er schreibt u. a.:

„Nehmen wir doch einmal an, die Regierung wäre durch irgend welche Ereignisse gezwungen, uns ein Autonomiegesetz vorzulegen.

In solchen Fällen müßte die grundsätzliche Opposition die Forderungen über das Gesetz hinaus steigern und ablehnen. Wir glauben, daß keine deutsche Opposition, die sich solcher Tat schuldig machte, Verständnis finden würde. Wenn wir schon bei solchen trassen Beispielen bleiben wollen, so wäre es ja schließlich auch möglich, daß ein Teil der Wähler gegen ein solches Gesetz stimmen und es von den Stimmen der deutschen Opposition abhängig könnte, das Gesetz zur Annahme oder zu Falle zu bringen. Oder sagen wir, die Umsatzsteuer soll aufgehoben, territoriale Abgrenzung soll eingeführt, die Gelder für den Rüstungsfonds sollen zur Förderung unserer Industrie, des Handels und Gewerbes und zur Milderung der Arbeitslosigkeit verwendet werden. Könnte es da eine deutsche Opposition geben, die solche Gesetzesanträge abzulehnen wagen würde? Wir glauben, diese Frage verneinen zu müssen. Eine solche Handlungsweise müßte als unklug bezeichnet werden und jede Partei, die dies täte, würde ihre Existenzberechtigung verlieren und

Billo, Sohn von Wotan

Von J. O. Curwood.

Billo wuschelte und bellte wieder. Diesmal klang bange Töne und ein winnender Ton aus Billos Ruf, der besagte, daß er eigentlich keine Antwort mehr erwartete. Fünf Minuten später sah er im Schnee, unbeweglich wie ein Felsen. Was drang aus dem geheimnisvollen, tosenden Wasser an sein Ohr? Was für ein geisterhaftes Klüffern der Natur erzählte ihm die Wahrheit? — Die Vernunft vernag es nicht zu erklären. Billo horchte und spähte und seine Muskeln zuckten, je stärker die Erkenntnis der Wahrheit in ihm wuchs. Langsam erhob er den Kopf, bis seine schwarze Schnauze zu dem grauen, stürmischen Himmel wies, und aus seiner Kehle drang das zitternde, langgezogene Heulen des Schlittenhundes, der außerhalb des Feltes seines Herrn, der noch nicht lange tot war, trauerte.

Als McTaggart auf dem Wege nach Lac Vain das Heulen Billos hörte, begann er zu zittern.

Brandgeruch, der sich in der Luft verdichtete, bis er ihm in die Nase stieß, ließ Billo endlich von dem Wasser hinweg zur Blockhütte zurück. Es war nicht mehr viel von ihr stehengeblieben, bis er die Richtung erreichte. Wo früher die Hütte gestanden hatte, lag jetzt eine glühende, schmelzende Wasse. Lange sah Billo neben den Trümmern und wartete, wachte und lauschte. Er spürte nichts mehr von der Angst, die ihn besaust hatte, und seine Sinne machten eine neue Wandlung durch, die so seltsam und unwirklich schien wie ihr längstler Kampf gegen die Finsternis des Todes, die ihn in der Blockhütte gedroht hatte. In weniger als einer Stunde hatte sich die Welt für Billo völlig ver-

ändert. Lang schien es her zu sein, daß „Die Weide“ vor ihrem kleinen Spiegel lag, ihre Haare kämmt und sorglos mit Billo sprach und lachte, während er sich in unendlicher Zufriedenheit am Boden streckte und dehnte. Und jetzt war keine Hütte, keine Repee und kein Bierrot mehr da. In Ruhe suchte er alles das zu lassen. Schon einige Zeit vorher war er unter dem Dächlein hervorgekrochen, denn er begte einen ersten und steigenden Verdacht, der jetzt seine Wege bestimmte. Er ging nicht weiter auf die schmelzenden Reste der abgebrannten Blockhütte zu, sondern schlich in seiner Niedrigheit um den offenen kreisförmigen Hundestall herum. So gelangte er ganz von selbst unter die hohe Tanne. Hier blieb er eine Zeitlang stehen und schnüffelte an dem frischen Erdbügel unter der weißen Schneedecke herum. Dann schlich er wieder weiter, noch viel betrübter als vorher: die Ohren hatte er flach nach hinten gelegt. Der Hundestall war offen und leer. McTaggart hatte dafür gesorgt. Billo setzte sich wieder auf die Hinterbeine und heulte sein Totengeheul in die Stille des Waldes hinaus. Diesmal galt es Bierrot, und das war ein ganz anderes Heulen als draußen am Felsrand über dem tiefen Teich. Jetzt klang es sicher, bestimmt. Draußen beim Felsen war es noch voller Zweifel, Fragen und Hoffnung gewesen; ja manchmal klang es sogar so menschenähnlich, daß McTaggart, der auf dem Heimweg war, zu zittern begann. Billo wachte bestimmt, was unter diesem frischgegrabenen und schneebedeckten Erdbügel lag. Ein knapper halber Meter Erde konnte ihm nichts verheimlichen. Hier hatte der Tod unabwehrbringlich Menschenleben fortgenommen. Auf Repee ober hoffte er noch immer, unermüdlich suchte er weiter nach ihr. Bis gegen Mittag entfernte er sich nicht weit von der Blockhütte und doch ging er wirklich nur ein einziges Mal ganz nahe an die Trümmer heran und beschneufte den schwarzen

Haufen schmelzenden Holzes. Der Schnee verdampfte, sobald er in die Glut fiel. Immer wieder strich Billo am Rande der Lichtung zwischen Hoch- und Niederwald umher, schnüffelte in der Luft und horchte. Noch einmal ging er zur Felspalte zurück. Spät am Nachmittag trieb ihn plötzlich etwas in rohem Tempo durch den Wald. Aber er trabte nicht ohne jede Vorsicht dahin. Verdacht und Furcht hatten auf neue die Wollsnatur in ihm geweckt. Die neue Art, die Ohren flach nach hinten zu legen, den Schwanz so tief zu stellen, bis die Spitze im Schnee schleifte, und den Rücken nach der eigenartigen, stehenden Gangart der Wölfe einzubiegen, ließ ihn nur schwer von den Schatten der Tannen und anderer Bäume unterscheiden. Er strauchelte keinen Augenblick an der Richtung des Weges; fetzengerade wie ein gespanntes Seil zog sich seine Spur durch den Wald, bis er bei Einbruch der Dämmerung vor der Lichtung stand, wohin Repee an dem Tag mit ihm geflohen war, an dem sie McTaggart über den Felsrand gestoßen hatte. An Stelle des damaligen Schuttdachs aus Zweigen, stand jetzt ein wasserndichtes, mit Birkenrinde umkleidetes Felt, das Repee während des Sommers mit Bierrot zusammen errichtet hatte. Billo ging geradestwegs auf dieses Felt zu und steckte lachend und voller Erwartung winselnd den Kopf hinein.

Doch es kam keine Antwort. Es war dunkel und kalt in dem Felt. Deutlich konnte Billo die beiden Decken unterscheiden, die immer da waren, die ganze Reihe großer Koniferenbüchsen, in denen sich Repees Vorräte befanden und der Ofen, den Bierrot aus Eisenstücken und dicke Innblöcke zusammengeschmiedet hatte. Nur Repee allein war nicht zu finden, und auch außerhalb des Feltes war kein Lebenszeichen von ihr zu entdecken. Außer der Fährte Billos verriet der Schnee ringsum keinen Schritt. Es war dunkel, als er zur abgedrann-

Die nächste Ausgabe unseres Blattes erscheint am Sonntag, den 28. Dezember zur gewohnten Stunde.

sch bei jedem vernünftigen Wähler unmöglich machen.

Es ist keineswegs ein Abweichen vom Ziel, eine Zustimmung, oder Vertrauensfundgebung zur Regierung, ebensowenig wie ein Loyalitätsakt, wenn man irgend ein Gesetz annimmt, das uns Substanzverlusten Vorteile bringt.“

Herr Max Horner bemerkt ferner, er habe hier nur einige kaum mögliche Fälle angeführt, um das Festhalten am starren Dogma absurdum zu führen, womit aber keineswegs gesagt sein soll, daß eine Partei ihre klare Linie verlassen darf, wenn sie Anspruch darauf erhebt, ernst genommen zu werden. Aber auch die Ablehnung müßte ihre Grenzen haben, Grenzen, die durch die Tatsachen gezogen werden, und die Situation von Grund auf ändern. Festhalten am Endziel und Dogma sind unerlässlich, denn das Dogma kann zum politischen Fehler werden. Folgerichtigkeit in der Politik sei der wichtigste Punkt für jede Partei, so sie sich nicht löcherlich machen will, aber auch die Folgerichtigkeit kann bestehen bleiben, wenn man das für uns Nützliche herauszufinden bestrahlt ist. Es heiße Verantwortung in die Wählerenschaft bringen, wenn man politische Taktik gleichzustellen versucht mit dem Verlassen der geraden Linie. Die Zugkraft rein dogmatischer Parteien könne über Nacht zu deren vollständigem Verschwinden führen. Selbstredend solle keine Partei, wie wir es heute leider täglich sehen, auf Wählerfang ausgehen und Handlungen zeigen, die vom Programm abweichen, nur deshalb, weil man fürchtet, einen Teil der Wählerenschaft zu verlieren. Der vollständige Untergang einer Partei aber, deren Ziel das richtige ist, wäre gerade in der Jetztzeit verhängnisvoll.

Soweit die gewiß interessanten Ausführungen des Herrn Max Horner. Gegen wen richten sich seine Feilen? Ohne Zweifel gegen seine eigenen Parteigenossen vom Schlage eines Dr. Schöllich und Kallina, die durch ihren starren Dogmatismus die Deutsche Nationalpartei immer mehr herunterwirtschaften. Es steht anscheinend um die Deutsche Nationalpartei recht schlecht, wenn der Chefredakteur des Hauptorgans der Partei in dieser bemerkenswerten Weise eine gewisse Umstellung der Parteitaktik erzielen will.

Die Abg. Dr. Schöllich und Kallina haben im Parlament bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit die taktische Haltung der deutschen Sozialdemokraten geschäffig herabzusetzen versucht. Nun erleben sie, daß ihr eigenes Selbstbild ihnen auseinanderfällt, daß die Zielsetzung durchaus nicht leidet, wenn man aus der Politik unter den gegebenen Verhältnissen das Mögliche herausholt, wie es eben die deutschen Sozialdemokraten tun. Dieser Versuch einer Erziehung zum politischen Denken ist bei den Herren Dr. Schöllich und Kallina durchaus angebracht — ob er der Deutschen Nationalpartei einen Erfolg bringt, ist freilich eine andere Frage.

ten Hütte zurückkam. Die ganze Nacht trieb er sich in dem verlassenen Hundestall herum. Die ganze Nacht wühlte der Schnee unablässig zur Erde, daß Billo, als er gegen Morgen auf die Lichtung hinauszog, bis um die Schultern in den Schnee sank.

Mit Tagesanbruch hatte sich der Himmel wieder geklärt. Die Sonne stieg heraus, die Welt erschien fast in zu glühendem Licht. Die Wärme der Sonne nährte Billos Herz mit neuer Hoffnung und neuer Erwartung. Sein Hirn suchte sogar noch angestrengter als gestern, alles Geschehene zu begreifen. Es stand für Billo fest, daß „Die Weide“ in Bälde zurückkehren wird! Er wird ihre Stimme wieder hören! Mit einemmal wird sie aus dem Wald heraustreten, er wird bestimmt ein Lebenszeichen von ihr erhalten! Eines dieser Ereignisse muß eintreten, wenn nicht alle drei. Bei dem geringsten Geräusch blieb er auf der Stelle stehen und strackte die Nase in alle vier Himmelsgegenden. Er wanderte unermüdlich weiter und hinterließ auf dem Schneehügel, an dessen Stelle früher die Blockhütte gestanden hatte, und in dessen Umgebung tiefe Fährten. Seine Streifzüge führten ihn vom Hundestall zu der hohen Tanne und seine Spuren waren einige hundert Meter weit die Felspalte entlang so zahlreich wie die Fährte eines ganzen Rudels Wölfe.

Am Nachmittag dieses Tages trieb ihn zum zweiten Mal irgend etwas mächtig fort. Und wiederum war es weder Vernunft, noch Gefühl allein; es war der Kampf beider. Der Geist des Tieres kämpfte, so gut er vermochte, mit einem geheimnisvollen, unförplichen und unsagbaren Etwas, das kein Auge sehen und kein Ohr hören konnte. Repee war in der Blockhütte nicht zu finden, weil es keine Blockhütte mehr gab. Sie war auch nicht im Felt, und es verriet sie keine Spur drunter im Schnee bei dem Felsen. Sie lag auch nicht in der Erde unter der großen Tanne.

Kramář.

Am 27. Dezember vollendet Karl Kramář, der Führer der nationaldemokratischen Partei und der erste Ministerpräsident der Tschechoslowakei, sein 70. Lebensjahr.

Wistamung und Begabung sicherten Kramář in seiner Jugend ein reiches Fortkommen. In Deutschland erwarb sich der 1860 in Semil (Schlesien) Geborene eine umfassende volkswirtschaftliche und staatswissenschaftliche Bildung; die berühmten Universitätslehrer Schmoller und Wagner sollen ihn als einen der besten Schüler bezeichnet haben, den sie je gehabt hätten. Mit 30 Jahren war Kramář bereits ein anerkannter Politiker, er gehörte mit Masaryk und Kaizl, dem späteren österreichischen Finanzminister, zu jener Gruppe von Realisten, welche das tschechische öffentliche Leben zu Beginn der neunziger Jahre tief beeinflusst haben. 1891 wurden die drei Männer bei dem großen Wahlsieg der Jungtschechen über die Altschechen für die tschechische Partei in den Wiener Reichsrat gewählt, allerdings hieß der Dreieinig nicht lange an, 1893 trieb ein Konflikt Masaryk aus der jungtschechischen Partei hinaus, während Kaizl und Kramář blieben. Beide stiegen rasch zu Amt und Würden empor: Kaizl wurde 1898 im Ministerium Thun Minister, Kramář schon früher Vizepräsident des Abgeordnetenhauses. Aber schon da zeigte sich, daß das lebhafteste Temperament Kramářs den Fähigkeiten und hochgebildeten, persönlich gewis anständigen Politiker zu schweren Mißgriffen verleitet. Er war es, der am 26. November 1897 gegen die sozialdemokratischen Abgeordneten die Polizei ins Parlament rief und die gewählten Volksvertreter mit Gewalt aus dem Saale schleppen ließ. Das hat ihm die Sozialdemokratie jahrelang nicht vergessen können.

In den Folgejahren spielte Kramář als Sprecher der größten Partei der Tschechen im Wiener Abgeordnetenhaus eine große Rolle, wobei er sich sowohl außen wie innenpolitischen Problemen zuwandte. Unermüdlich, mit großem Geschick und starker Energie, ist er für die Rechte seines Volkes eingetreten und hat sich auch aus nationalen Gründen für das allgemeine Wahlrecht eingesetzt. Außenpolitisch war er ein Gegner des Dreiebunds, den er in einer französischen Zeitschrift ein „abgeschliffenes Klavier“ nannte und für ein enges Zusammengehen eines unter slowakischer Führung stehenden Oesterreich mit Rußland eintrat. Seit 1907 der anerkannte erste Führer seiner Partei, verfolgte er das Ziel der Aufrechterhaltung Oesterreichs, wobei jedoch die Slawen die erste Geige in dem österreichischen Völkerkonzert spielen sollten. Das wählten die Hoffreie und Franz Josef hatte auch vor Kramář eine gewisse Hochachtung, was übrigens auf Gegenseitigkeit beruhte: Kramář hat einmal den Kaiser als den ersten Kaiser seines Reiches bezeichnet.

Dieser Stolz Kramářs zu Oesterreich haben zu Beginn des Krieges die Militärbehörden ein Ende bereitet. 1915 wurde der tschechische Politiker wegen Hochverrats verhaftet, es wurde ihm der Prozeß gemacht, er und Kasin wurden — trotzdem der Ministerpräsident Stürgkh im Prozeß sehr günstig für ihn ausgesagt hatte — zum Tode verurteilt, allerdings begnadigt und 1917 aus dem Gefängnis entlassen. Der Prozeß aber hatte Kramář im Volke außerordentlich populär und ihn zugleich zum Todfeinde Oesterreichs gemacht. Nach dem Umsturz war seine Autorität so groß, daß ihn der erweiterte Nationalausschuß zum ersten Ministerpräsidenten des neuen Staates bestimmte und er konnte mit großer Beharrlichkeit am 14. November 1918 die Abhebung des Hauses Habsburg verkünden. Im Frühjahr 1919 ging er als Führer der tschechischen Friedensdelegation nach Paris, nachdem die Gemeindevahlen die tschechische Sozialdemokratie zur größten Partei der Staatsnation gemacht hatten, die Abberufung von seinem Posten als Regierungschef traf. Er hat das dem Präsidenten der Republik niemals vergessen, seither datiert seine Abneigung gegen Masaryk, gegen die „Burg“, gegen Benes und gegen die Linke. Das Gefühl nach Vergeltung, das seitdem oft seine verstandesmäßige Einstellung überschattete, hat ihn zu vielen Mißgriffen verleitet und seiner Partei schwer geschadet. Er hat sich der Reaktion und dem Nationalismus in die Arme geworfen und sogar mit dem Faschismus kurze Zeit Bruderschaft geschlossen. Als der Faschismus eine Macht zu werden schien, unterstützte er ihn politisch und moralisch, ohne daran zu denken, daß der Faschismus, wäre er bei uns tatsächlich zur Macht gekommen, über ihn hinweggeschritten wäre. Als die Teilnahme der Deutschen an der Regierung aktuell wurde, drohte er mit der Revolution, ging aber dann mit seiner Partei ruhig in eine Regierungsmehrheit, in der die Deutschen einen Teil bildeten. In der Zeit der Bürgerkriegsregierung war er — ohne selbst Minister zu sein — der Hauptstütze der Regierungsmehrheit, er stand Pate bei allen wichtigen Gesetzen des Bürgerblocks, die Länderverfassung ist seine Idee gewesen. So war der politische Einfluß, den er in den letzten Jahren ausgeübt hat, ein unheimlicher, ein Einfluß, der übrigens seit den letzten Wahlen zurückgegangen ist. Heute hat den maßgebenden Einfluß in der Nationaldemokratie der Generalsekretär des Industriellenverbandes Dr. Hodák, die Partei, die einst fast das ganze Volk umfachte, ist zur Vertreterin der Interessen des Industrie- und Bankkapitals geworden.

So ist heute Kramář ein einsamer, mit der Welt verfeindeter Mensch. Das Schicksal hat

gegen ihn entschieden. Rußland, dem er in seinen außenpolitischen Plänen die Hauptrolle zugesprochen hatte, ist in den Händen der Bolschewiken seine Gegner Masaryk und Benes halten das Heft in der Tschechoslowakei in Händen. Bei aller Bildung und Klugheit, bei allem Rednertalent und politischer Begabung, bei aller Sauberkeit und Anständigkeit, die ihn auszeich-

Antifaschisten wie wilde Tiere behandelt!

Verbreitung von Flugblättern — 15 Jahre Kerker.

Paris, 23. Dezember. Der römische Berichterstatter des „Petit Parisien“ referiert über den gestrigen Prozeß gegen die intellektuellen antifaschistischen Verschwörer, die bekanntlich vor einem Sondergerichtshof zum Schutze des Staates gestellt worden waren, weil sie antifaschistische Flugblätter ausgaben und auch verbreiteten, und so den Sturz des heutigen Regimes in Italien anstrebten.

Die männlichen Angeklagten wurden in Eisenkäfigen

unter starker Bewachung von Carabinieri in den Gerichtssaal gebracht. Bloß zwei Frauen, die Witwe des Dichters de Bonis, die eine gebürtige Amerikanerin ist, und eine italienische Lehrerin namens Olga Benedetti, die Gattin des mitangeklagten Lehrers Benedetti, wurden in den Verhandlungssaal ohne Käfige gebracht.

Die beiden Journalisten Mario Vinciguerra

und Renzo Rendi nahmen die ganze Verantwortung auf sich und legten, wie der Berichterstatter des „Petit Parisien“ schreibt, ein überaus würdiges Verhalten an den Tag. Die übrigen Angeklagten, der Lehrer Benedetti aus Verona, der Veroneser Anwalt Gelmetti, der Telegraphenbeamte, Staatskontrolleur Narciso Maschi aus Verona und der Sohn der Witwe de Bonis, genannt Lauro, machten einen jämmerlichen Einbruch, sie wählten die Schuld gegenseitig aufeinander ab.

Der ganze Prozeß habe sich dann auf die einfache Anklage der Verbreitung von Flugblättern verengt, an Stelle der angeklagten weitverzweigten Verschwörung. Die beiden Journalisten wurden zu je 15 Jahren Kerker, der Advokat Gelmetti zu drei Jahren Kerker verurteilt, während die übrigen Angeklagten freigesprochen wurden.

Krise und Kriegsgefahr.

Die Weihnachtsbotschaft des Kapitalismus.

Die Weltwirtschaftskrise hat die Staaten nicht nur nicht zu gemeinsamen Aktionen veranlaßt, sie zu hindern, sondern umgekehrt neue Gegensätze zwischen ihnen aufgetürmt. Die internationalen Kartelle, die man uns gerne als Werkzeuge der internationalen Verständigung gepriesen hat, zerfallen oder werden nur mühselig am Leben erhalten. Jedenfalls aber geht in ihrem Innern der Quotenkampf, der Kampf um den Verteilungsschlüssel für Produktion und Absatz, in der Krise mit doppelter Gewalt fort. Neue oder erhöhte Zollmauern sollen den nationalen Teilnehmern am internationalen Kartell ihren eigenen Markt vorbehalten. Die Handelsverträge zerbrechen unter dem Ansturm der Interessengruppen, insbesondere der Agrarier. Und wo sich dies als unmöglich erweist, werden neue Formen ausgedacht, um sie praktisch unwirksam zu machen: Kontingentverträge, die den Zwang der Meistbegünstigungsklausel umgehen helfen. Und zu allem dem kommt noch die gegenseitige Beschuldigung des Dumping, des Schleuderovertourts auf dem fremden Markt, der die einheimische Industrie vernichtet. Der Vorwurf des Dumping richtet sich nicht bloß gegen Sozialistland — das ist nur seine demagogischste Anwendung —, sondern gegen nahezu alle großen Industriestaaten der Welt.

Das ist das wirtschaftliche Bild des Kapitalismus in der Krise. Aber man weiß, wie leicht diese wirtschaftlichen Gegensätze auf das politische Gebiet übertragen werden. Wenn man sich daran erinnert, wie sehr der deutsch-polnische Zollkrieg dazu beigetragen hat, die Beziehungen zwischen Deutschland und Polen zu vergiften, wie er das wirtschaftliche und das politische Leben aller Völker in dem gewaltigen Raum zwischen Deutschland und Polen — Lettland, Litauen, Estland, Dänzig — erschüttert hat, so wird klar, welche ungeheure Kriegsgefahr der wirtschaftliche Kriegszustand in Europa schafft.

Man stelle sich nur den belgischen Bauern vor, der erfährt, daß Deutschland dem Hasenexporteur so gewaltige Ausfuhrprämien zahlt, daß er sich auf dem belgischen Markt mit einem Fünftel des Marktpreises begnügen kann, um aus seinem Hasen das gleiche herauszuwirtschaften wie der belgische Verkäufer. Wie da der alte Haß aus der Zeit des Weltkrieges neue Nahrung erhalten muß!

Mit der größten Besorgnis erfüllt einem das Scheitern der Handelsvertragsverhandlungen zwischen der Tschechoslowakei und Ungarn. Sicher liegt das Verhulden dafür auf beiden Seiten. Aber es soll doch nicht unüberwindlich vorübergehen, daß auf der ungarischen Seite mit dem Argument des „Preistages“ gearbeitet wurde, wie einst in den Zeiten der alten Monarchie, wo dem Preistage gleichfalls die Existenzmöglichkeiten Tausender geopfert wurden. Selbst einer provisorischen Lösung der Streitfragen hat sich Ungarn widersetzen zu müssen geglaubt. Das Ungarn der Grafen und des Großgrundbesitzes will eben die Interessen seiner regierenden Klasse rücksichtslos durchsetzen.

Auch in diesem Falle trifft der wirtschaftliche Konflikt einen durch politische Gegensätze vorbereiteten Boden. Die Spannung zwischen den Staaten der kleinen Entente und dem faschistischen Bündnisystem, dem Ungarn angehört, birgt an und für sich die ärgsten Gefahren. Ein Zollkrieg zwischen der Tschechoslowakei und Ungarn, ein wirtschaftlicher Kampf bis aufs Messer, rückt das Verhältnis der beiden Länder in die Zone der unmittelbaren Gefahr.

Das ist der Kapitalismus: Wirtschaftliches Elend und Arbeitslosigkeit gehen Hand in Hand mit den Vorbereitungen, mit der Vorarbeit, für einen neuen bewaffneten Zusammenstoß der Völker. Elend und Kriegsgefahr, das ist die Botschaft des Heils, die der Kapitalismus den gepeinigten Menschen zu Weihnachten bringt!

Remarque-Film-Krawalle in der Tschechoslowakei?

Der „Tag“ ruft in einem Leitartikel, der zunächst eine Stageshymne auf das deutsche Verbot, dann eine Polemik gegen Dr. Bill und die Liga für Menschenrechte bringt, sehr nachdrücklich und deutlich zu Gewaltaktionen gegen den Film in Deutschböhmen auf. Der „Tag“ freut sich über den Sieg des Terrors im Reich „ganz besonders stolz“ ist er auf den „Sieg der nationalsozialistischen Masse“ — das ist wenigstens Selbsterkenntnis — und schreibt dann:

„Doch was uns Sudetendeutsche vor allem angeht: wir hoffen, daß sich im sudetendeutschen Gebiete kein deutsches Kinobesitzer finden mag, der den Remarque-Film aufführt! Die Absicht der Liga für Menschenrechte (deren Mitglieder in der Mehrzahl Kassengenosse der Herren Laemmle, Frankfurter usw. sind), in hunderten Kinos des deutschen Gebietes der Tschechoslowakei diesen Sudetfilm aufzuführen zu lassen, darf nicht ansgerührt werden! Das Deutschland als Desfilm ablehnt und verbietet, das darf bei uns nicht zugelassen werden: da gibt es einfach keine Rücksichtnahme auf volle Säle und volle Kassen! Da gibt es nur die eine Parole, deren Einhaltung für jeden guten Deutschen der Tschechoslowakei Ehrenpflicht ist: der jüdisch-amerikanische Heppfilm „Am Westen nichts Neues“, in dem das deutsche Heer und mit ihm das ganze deutsche Volk, zu dem auch wir gehören, idamlos verhöhnt und verächtlich gemacht wird, darf in keinem sudetendeutschen Lichtspielhause aufgeführt werden! Wir werden darüber wachen!“

Dazu können wir nur bemerken, daß die weit-

aus große Mehrheit des sudetendeutschen Volks ohne Zweifel an diesem Film keinen Anstoß nimmt, daß vor allem die sozialistische deutsche Arbeiterschaft, die immer noch an Zahl mehr als das Doppelte der gelbbedenkten Speicherherde ausmacht, den Film sehen will, und daß hier kein Zummekplatz für den Hitlerfaschismus ist. Die Behörden, die mit dem Prozeß Polzissen, der Prager Gasse, und dem Strubruh fertig geworden sind, werden wohl auch mit den Jungfaschisten, der Aufführer oder Reiderberger Gasse, und dem Krebs fertig werden! Wir sind die Letzten, die nach der Polizei rufen oder ihr eine größere Rolle im öffentlichen Leben einräumen möchten, aber wir halten es für eine der vornehmsten Pflichten der Polizei, daß sie Lausbuben an der Belästigung anständiger und ruhiger Menschen hindert. Wenn der Film laufen wird, so mögen ihm die Geldherrscher fernbleiben, das ist ihr gutes Recht, wie es das unsere ist, gewissen Augenbergschleichen, Mäusen, Stinkbomben und anderen Attributen ihrer Geistesigkeit, vom eigenen Gestank, mit dem sie aufwarten könnten, ganz abzugeben, den Besuch des Films hindern wollen, dann werden wir nicht anders als gegenüber dem Prager Septemberterror, einem energischen Zugreifen der Behörde das Wort reden!

Senator Tschapel gestorben. Dienstauf dem morgigen Tag wird hier in Böhm. Leipa der Senator der deutschen Gewerkepartei Hans Tschapel im Alter von 55 Jahren. Der Verstorbenen war bereits durch längere Zeit leidend, hatte aber noch in der Vorwoche in der Budgetdebatte im Senatplenum eine Rede gehalten. Er war u. a. auch Präsident des Reichsverbandes der Gewerkegewerkschaften und Handelskammern.

Für eine neue Verwaltungsreform.

Im „Právo Lidu“ veröffentlicht Landesauschussmitglied Genosse Macháček einen längeren Aufsatz über die heutige Verwaltung, insbesondere in den Ländern, welche die Notwendigkeit einer neuerlichen Verwaltungsreform aktuell macht.

Der Verfasser hebt hervor, daß die Verwaltungsreform des Bürgerblocks damit begründet wurde, daß man von der zweigleisigen Verwaltung — staatliche und autonome — zur eingleisigen Verwaltung kommen müsse. Das hätte eine Vereinfachung der Verwaltung werden sollen. Das gerade Gegenteil aber ist eingetreten, denn niemals war die Verwaltung so schwerfällig, unbeweglich und teuer und niemals ist sie durch so viel überflüssige Formalitäten beschwert gewesen, als gerade jetzt. Die neue Verwaltung wurde dazu benützt, daß die Bürokratie das volle Übergewicht über das Laienpersonal erhielt. So kann nach dem § 17 des Verwaltungsgesetzes der Landespräsident den Vorsitz in der Landesverwaltung einem Mitgliede der Landesverwaltung übergeben, was aber noch niemals geschehen ist. Ebenso kann nach § 28 des Gesetzes der Landespräsident den Vorsitz in einer Kommission an ein Mitglied der Kommission abgeben, was aber auch bisher noch nicht der Fall gewesen ist. Ebenso ist es in den Bezirksvertretungen. Es handelt sich also um einen organisierten Widerstand dagegen, daß ein gewählter Vertreter den Vorsitz führt. Nach dem § 59 und 94 sind die Landes- und Bezirksvertretungen die Beratungsorgane der betreffenden Behörden in Dingen, die die öffentliche Verwaltung betreffen und können über Anfrage der Kenner Gutachten abgeben und Anträge stellen. Aber in keinem Lande und in keinem Bezirke ist es geschehen, daß der Landespräsident oder der Bezirkshauptmann etwas derartiges getan hat. Nach den §§ 58 und 93 können sich Landes- und Bezirksvertretungen an der Entscheidung öffentlich-rechtlicher Streitigkeiten beteiligen und es können solche Verwaltungsorgane eingesetzt werden. Der Ruf nach diesen Sachen ist aber bisher ergebnislos geblieben. In den ehemaligen Bezirken gab es eine Reihe von autonomen Beamten, welche mit den Angelegenheiten des betreffenden Bezirkes vertraut waren und jeden Stein um den Bezirksstrahlen, jeden Nagel in den Bezirksanstalten, welche die Räte und Scherzen jeder Gemeinde in dem Bezirke kannten. Viele dieser autonomen Beamten sind aus den Bezirken verschwunden, sie wurden über alle möglichen staatlichen Kenner verstreut und an ihre Stelle kamen Staatsbeamte, die von der Selbstverwaltung keine Ahnung haben. So wurde die Selbstverwaltung um einen Rader eingearbeitet, kennntreicher Beamter gebracht.

Nach dem neuen Gesetz über die Finanzen der Selbstverwaltungskörper haben die Mitglieder der Landesauschüsse eine neue wichtige Funktion bekommen, es wurde ihnen nämlich die Entscheidung über die Haushalt der Gemeinden und Bezirke anvertraut. In den letzten Tagen fand nun eine Enquete des Ministeriums des Innern statt, in der über diese neuen Fragen gesprochen werden sollte. In der Enquete waren alle Vertreter der Landesämter und ihrer Abteilungen eingeladen, aber nicht ein einziges Landesauschussmitglied. In der Juniataung hat die böhmische Landesverwaltung beschlossen, daß die eigene Landesklasse als eigene Landesverwaltung erhalten bleibe. Das Ministerium des Innern hat mit Erlass vom 12. Dezember den Beschluß der böhmischen Landesverwaltung aufgehoben.

Diese wenigen Beispiele werden genügen, so wird in dem Artikel ausgeführt, um nachzuweisen, daß vonseiten der Behörden ein einziges Ziel verfolgt werde: Das bürgerliche Element zurückdrängen und dem bürokratischen die entscheidende Macht in die Hand zu geben. Das eine Geleise ist zu einem Geleise bürokratischer Diktatur geworden. Selbstverwaltung und Demokratie in der öffentlichen Verwaltung sind vorläufig auf ein Nebengeleise geschoben. Die Dirigenten dieses Planes sitzen nicht in den Bezirks- und Landesämtern, sondern in den Ministerien. Regierung der Demokratie oder Regierung der Bürokratie — das ist die Frage.

Aus diesem Grunde hat die gesamte Bevölkerung ein außerordentliches Interesse daran, daß es zu einer Novellierung des Gesetzes 125 aus dem Jahre 1927 kommt. Die Reform ist eine staatliche Notwendigkeit. Alle Argumente, welche für die Beibehaltung des Gesetzes angeführt werden, müssen zurücktreten vor der Gefahr der völligen Bürokratisierung unseres öffentlichen Lebens. „Nach den vielen Kundgebungen auf Kongressen und Konferenzen unserer Partei“, so schließt der Artikel, „kann kein Zweifel darüber existieren, daß die tschechoslowakische Sozialdemokratie die Novellierung dieses Gesetzes in das Verzeichnis ihrer unaufschiebbaren Forderungen aufgenommen hat und daß sie sich mit ihrem ganzen Gewicht in den Dienst der Demokratie in der öffentlichen Verwaltung stellt.“

Wir brauchen nicht zu betonen, daß dieser Aufsatz des Genossen Macháček vollständig den Auffassungen entspricht, die innerhalb unserer Partei herrschen und daß wir eine neue Verwaltungsreform als eine gemeinsame Aufgabe der tschechischen und deutschen Sozialdemokratie in diesem Staate ansehen.

Erobert die tönende Welle!

So seltsam es klingt: die Stille des Aethers tönt. Sie ist durchdrängt mit einer gewaltigen Tonfülle, die von den hohen Türmen der Sendestationen mit Hilfe einer kunstvollen Maschinerie in den Weltraum gesteuert wird. Die elektrische Welle, vom Menschen technisch gezeugt und wiederum seinen technischen Zwecken dienlich gemacht, trägt mit Blitzeile den Verlauf eines Geschehens, den Schall der Geräusche, den Hall und Sinn des Wortes, den Klang der Musik über alle Grenzen der staatlichen Enge hinweg zu Millionen von Menschen, die sich an diesem technischen Wunder unserer Zeit wie an etwas Alltäglichem erfreuen. Kaiser als es der Telegraph vermag, stellt der Rundfunk die Verbindung mit allen Völkern der Erde her.

Bernähe drei Viertel der Rundfunkhörer zählen aber zu den Rinderbemittelten, zu den Besitzlosen; sind Arbeiter und Angestellte. Keine technische Erfindung der Gegenwart hat so tief die Entdecker- und Erfindertreue der Massen ausgelöst, wie das Rundfunkgerät. Dieses selbst erdorbene technische Können gibt den Postleuten der Arbeiter einen eigentümlichen Reiz, denn an der Technik unforscher Zeitalters hat der arbeitende Mensch nicht mehr Anteil, als daß man seine Arbeitskraft in das Räderwerk der modernen Maschinerie zur Schaffung von Mehrwert einfügt und ihm damit die Freude an der Arbeit und die Freude an seinem Leben nimmt, alle seine Gefühle und Empfindungen abstumpft und seine geistigen und körperlichen Kräfte mißbraucht und verbraucht. Die Arbeit in der bürgerlich-kapitalistischen Welt vermittelt den Arbeitenden keine seelischen Werte mehr, weil sie in ihrem ganzen Wesen seelenlos und barbarisch und auf soziale Ungleichheit, auf Ausbeutung und Entrechtung begründet ist. Das technische Baustein am Rundfunkgerät gibt Hunderttausenden einen winzigen Bruchteil jener Freude am Entdecken und Erfinden wieder, die die Zeit in ihren Gemütern verschüttet hatte. Die Seele erhält neue Antriebe durch die Freude an einer selbstgewählten Arbeit, durch die Zehn- und Hundertfachen nach dem Neuen, Wunderbaren; neue geistige Spannungen werden erzeugt und formen den Willen, das technisch Rätselhafte zu bändigen. Und Jubel gibt es überall, wo es gelingt, den Kontakt mit den singenden Wellen des Aethers zu finden.

Dem Arbeiter ist Weltverbundenheit keine Redensart, sondern dieses Gefühl frützt sich auf dem starken Willen, der aus seiner sozialen Kampfstellung hervorgeht. Rundfunk ist ihm mehr als eine Freude über den Erfolg einer technischen Spielerei, denn gerade wenn er beim Rundfunkgerät in die Welt horcht, wird ihm mit aller Deutlichkeit bewußt, daß es zwischen den Menschen dieser Erde keine Grenzen mehr geben solle als die, welche aus menschlichem Erkennen und technischer und ökonomischer Entwicklung resultieren. Der Hörer am Rundfunkapparat lernt aber auch dort die politische und kulturelle Unfreiheit der Arbeitermassen erkennen.

Den Arbeiterhörern der ganzen Welt gibt man die Erlaubnis, mit gemeldeten Apparaten zu horden, zu gehören. Was aber von den Sendeturmen gesprochen, gesungen, vorgetragen wird, das bestimmen nicht die Massen der Hörer, sondern die politischen und wirtschaftlichen Machthaber der Besitzklassen. Der Rundfunk ist neben Buch, Presse und Film eines der modernsten und einflussreichsten Massenbeeinflussungsmittel der Bourgeoisie, die es sich angelegen sein läßt, die Welt der Ausbeu-

tung durch eine Scheinwelt im Rundfunk zu verdecken. Die tönende Welle trägt inhaltlich nur das in alle Welt, was der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft angenehm ist.

Darüber können auch die bunten und reichhaltigen Sendeprogramme nicht hinwegtäuschen. Gewiß, du kannst durch den Rundfunk das Wort des Dichters und Schriftstellers hören. Aber der Jenseit steht daneben und bestiehlt, was im Auftrage seiner Brotgeber zugelassen werden darf oder nicht. Du hörst ein Hörspiel. Es wird dir niemals von den Räten deiner sozialen Welt erzählt dürfen. Man gibt dir Erweiterung, Zerstreuung. Du kannst dir die Ideen Zau- lieder, die geistlosen Schlagler einer trunksüchtigen bürgerlichen Gesellschaft anhören. Sie spielen dir ihre Länze vor oder lassen den Pfaffen zu dir sprechen. Du hast zwar kein Bedürfnis mehr, in die Kirche zu gehen, trotzdem sendet man dir den „Gottesdienst“ ins Haus. Du wehrst die kapitalistische Presse ab, verpersperrst den Werbemännern der kapitalistischen Idee die Türen und doch sprechen diese Männer aus dem Lautsprecher deines Apparates in deiner Stube, hören es deine Frau und deine Kinder. Man rät im Rundfunk der Kreuz und quer, was denn an der Krise, an der Arbeitslosigkeit schuld wäre. Und die Millionen hören das und wissen es, woran die Schuld liegt, wo die Quellen alles sozialen Leides zu suchen sind; sie möchten rufen: eure planlose Wirtschaft ist daran schuld, die Ausbeutung, das Profitraffen, die soziale Ungleichheit. Du kannst schreien wie du willst, du wirst nicht gehört, denn du bist nur zum Hören da, zum Hören, Gehorchen. Du hast den Mund zu halten. Das Wort haben deine Ausbeuter.

Und so hörst du niemals deine Dichter, die deine Seele aufwühlen wollen, niemals wird ein Hörspiel dich für den sozialen Kampf begeistern, niemals deine Lieder, deine Kampfgedänge, die Massenschöre deiner Klasse zu hören sein. Und nicht deine Wortführer dürfen sprechen. Sie können weder von deinem Leide, deiner Sehnsucht, deinem Willen erzählen, noch von deinem Kampfe, deinem Siege und deinem Zukunftsglauben. Dein Reich ist nicht von dieser Welt, das tönt dir auch aus dem Rundfunk entgegen. Und alle Weisprüche der Dichter bei den Eröffnungsfesten der Großstädter bleiben

Die Aufziger große chemische Fabrik als Lohnknecht.

Erst vor kurzer Zeit hatten wir Gelegenheit, die ausgesprochenen Terrormethoden in der Aufziger großen chemischen Fabrik gebührend zu kennzeichnen. Es scheint in diesem Betriebe jede Rücksichtnahme auf die Arbeiterklasse verloren gegangen zu sein, denn jetzt herrscht dort nur noch der Machtwille der Konmanierenden. Als geeignetes Objekt hat man sich jetzt die Affordarbeiter ausgesucht. Seit längerer Zeit studiert man in der Fabrik, in allen Abteilungen, wo Afford gearbeitet wird, die Leistung der einzelnen Personen. Ein ganz besonderer Rationalisierungsgenieur beobachtet mit der Stoppuhr die Leistung der Arbeiter und stellt darnach fest, was ein Affordarbeiter bei intensiver und ununterbrochener Arbeit verdienen kann. Die Folge hiervon war, daß man die Löhne auf ein unerträgliches Maß herabgesetzt hat. Kein Widerspruch wird hierbei geduldet, kein Vermittlungsversuch des Betriebsausschusses zugelassen. Der Rationalisierungsgenieur ist der

einzig alleinwissende Herrgott und was derselbe befindet, ist und bleibt richtig.

Dieses brutale System ruft selbstverständlich den größten Unwillen der Arbeiterklasse hervor. Der weih, was es in der chemischen Fabrik im Afford zu arbeiten heißt, wird dies auch verlangen: Affordarbeit ist dort wirklich Affordarbeit, die schwerste Arbeit, die man sich nur denken kann. Wenn bisher schon Uebermenschliches geleistet wurde, so war das nur dem eisernen Willen der Arbeiter zuzuschreiben, welche sich ein paar Kronen mehr zu verdienen hofften. Dies ist nun bei größter Anstrengung ausgeschlossen, übrig bleibt nur die blanke Schinderei.

Es ist bezeichnend, daß diese Lohnknecht- gerode vor Weihnachten durchgeführt wird und ein Weihnachtsgeld der Firma an ihre Arbeiter ausbezahlt ist. Die allgemeine Wirtschaftskrise ist also für die Unternehmer ein Mittel, um die Löhne auf das unerträglichste herabzudrücken. Auf dem Rücken der Arbeiter trägt die Industrie ihren Kampf aus. Wie lange noch wird dieser Rücken dazu ruhig herhalten?

Die tönende Welle wird von der bürgerlich-kapitalistischen Welt gefangen gehalten und muß ihr dienstbar sein. Sie zu befreien, zu erobern, ist eine Aufgabe der Klassenbewußten Arbeiterschaft. Rudolf Küßl.

Steeg ergänzt sein Kabinett aus den Reihen seiner Gegner.

Paris, 23. Dezember. Zu Unterstaatssekretären wurden ernannt: Die Abgeordneten Bréant (Radikale Gruppe), Charlot (Radikale Linke), Stern (Rep. Linke), Tricard-Graverson (Rep. Linke). Gleichzeitig wurden einige Änderungen in den führenden Stellen in den Ministerien, namentlich im Innenministerium, vorgenommen.

Die Blätter stellen fest, daß der gleichfalls neu ernannte Minister für Pensionen Dorman an vorgangenen Freitag, an dem sich die Regierung Steeg vorstellte, gegen die Regierung gestimmt habe, und halten sich darüber auf, daß er so bald seine Ansichten gegenüber dem Kabinett geäußert habe.

In Regierungskreisen wird angedeutet, die Regierung Steeg habe durch eine liberale Ernennung der Gesandten neuerlich anzeigen wollen, kein Kampfkabinett zu sein.

Bintila Bratiann gestorben.

Bukarest, 23. Dezember. Der Führer der liberalen Partei, Bintila Bratiann, ist im Alter von 63 Jahren gestorben. Bratiann wurde vom Schlag gerührt und starb in der Nacht auf Dienstag auf seinem Schlosse in Mihalesti.

Bintila Bratiann besaß seit langem das Amt des Chefs der Regierung. Er war der zweite Sohn von Bratiannus. Nachdem sein Bruder, Ionel C. Bratiann, das politische Erbe seines Vaters übernommen hatte, betätigte er sich als Präger eines Bruders in Bezug auf die Neugestaltung und Erneuerung der liberalen Partei. Nach dem Arzige übernahm er nach dem plötzlichen Tode eines Bruders Ionel C. Bratiann die Ministerpräsidentenschaft und die Führung der liberalen Partei. Am 3. November 1928 trat Bratiann mit seinem Kabinett zurück. Seit dieser Zeit stand er mit seiner Partei in Opposition.

Bauernaufstand in Winst?

Paris, 23. Dezember. Wie die Blätter aus Moskau melden, haben sich die Bauern in Winst erhoben. Ungefähr 2000 sollen bewaffnet sein und wollen den gegen sie ausgeschiedenen Militärabteilungen der Tscheka Widerstand leisten. Es ist dies bereits der zweite Aufstand in diesem Provinzial. Bei dem letzten Aufstand wurden 15 Tschekisten getötet, 25 Bauern hingerichtet und 200 zu Zwangsarbeiten nach Sibirien verschickt.

Stinas Protektionskind pensioniert.

Breschburg, 23. Dezember. Der ehemalige Landespräsident Drobny verabschiedete sich heute im kleinen Saal des Regierungsgebäudes von den Departementsvorständen des Landesamtes. In seiner Abschiedsrede betonte er, daß er in den schwierigen Verhältnissen immer bestrebt war, sein Amt unparteiisch (?) und nur zum Vorteil der Republik auszuüben. Namens der Beamtenschaft erwiderte der Landespräsident Dr. J. J. die Konstatierung, daß der Name des ersten Landespräsidenten in der Geschichte der slowakischen Administration für immer verzeichnet sein wird, da die Slowakei niemals vordem in administrativer Hinsicht eine Rechteinheit bildete und daß dem Präsidenten Drobny die Ehre zuteil wurde, der erste Repräsentant dieser einheitlichen autonomen Slowakei zu sein.

Tig, der Stiebitz. Eine Weihnachtsgeschichte.

Von E. Resbitz.
„Also werden wir keine Weihnachten feiern, Mutter?“
Tig hielt damit inne, mit vollen Boden in die Glut des Kamins zu blasen, um die erwählte Frage an seine Mutter zu richten, und die widerspenstige Flamme verproffelte zischend unter dem feuchten Flötholze und den Kokosnussschalen.
„Wahrscheinlich nicht“, erwiderte die Mutter, „denn die Familie Teuchemoos, wo ich wasche, ist zu einer Weihnachtsunterhaltung gefahren und hat vergessen, das Geld für mich bei der Köchin zu hinterlassen. So hat sie mir's ausgerichtet. Blas doch das Feuer weiter an. Drei Wochen lang hab ich für die Leute gewaschen und mit dem Gelde natürlich geredet. Und der Vater liegt zu all dem noch im Krankenhaus! Das Feuer wird in einer Minute ausgehen, du wirst sehen, Kind! Ich möchte den Keil wirklich bekommen wollen, der uns unter Kaninchen gestohlen hat. Ich möchte ihm halt des Kaninchens die Haut abziehen, ja das möchte ich. Und mit Recht!“
Tig war nicht ganz sicher, was die Mutter mit dem „Hautabziehen“ meinte, aber er erwiderte überzeugt:
„Er muß zur Hölle fahren. Mutter, du wirst sehen. Und dort werden sie ihm gewiß die Haut abziehen!“

„Er verdient es auch“, sagte die Mutter, „so ein schmutziger, hinterlistiger Diebsteckel!“
Jetzt schlug das Feuer wieder in einer Flamme aus und es verbreitete sich Wärme. Tig lehnte zu seiner Aufgabe zurück.
„Was dich und mich angeht, Mutter, so sind wir ja mit allem zufrieden“, sagte der Knabe jetzt mit dem Tone eines fünfzigjährigen, obgleich er erst zehn Jahre alt war, „wir zwei verzichten ja gerne auf eine Weihnachtsfeier. Es handelt sich bloß um die Kleinen. Sie wissen nämlich aus der Sonntagsschule viel vom Weihnachtsfeste, weil es das größte und schwerste Kapitel zum Erlernen ist. Und, wie soll ich denn den Vater ersetzen, wie ich es dem Papa versprochen hab', wenn ich ihnen nicht wenigstens eine kleine Bescherung machen kann.“
„Aber sei doch still mit deiner Weihnachtsbescherung!“ Die Strich die Falten der gewürfelten Schürze glatt, mit der sie ein Bündel Wäsche einhüllte, indem sie Strohadel um Strohadel aus dem Munde nahm, um die Ecken zu versichern. „Ich muß dies da noch zur Familie Abrahamson tragen und will schon, was ich dafür Bescheid bekommen. Vielleicht kann ich dafür doch etwas zum Essen aufstreuen, fünf Wochen lang sind noch im Rückstande, ich weiß vor Arbeit kaum, ob ich lebe, kaum daß ich mich auf den Füßen halten kann, und du kommst jetzt, um mich mit einer Weihnachtsbescherung zu plagen! Du mußt jetzt zum Strande laufen und schon, ein bißchen Holz aufzuladen, sonst werden wir morgen nicht einmal einheizen können, vom Essen schon gar nicht zu reden!“
Sie hob das Bündel in die Höhe und schritt zur Türe hinaus, mit ihrer großen, hageren, dünnen Figur. Auf ihrem Gesichte hatte die Armut ihr Bild gezeichnet.
Tig sah sich in dem kleinen, dumpfen, häßlich ausgemalten, unordentlichen Zimmer an. Es war ein Bild sehnsüchtiger Verärgertheit. Dies hier war sein Zuhause! Die Kokosfaser

habe ein bißchen Glühwärme verbreitet. Der Wind piffte nicht allzu sehr durch den Kamin. Seine Strimpfe waren schon beinahe trocken. Auch seine Füße schon ausgewärmt. Das große Diplom, das er als Sonntagsschulpreis gewonnen hatte, glitzerte in leuchtenden, prächtigen blauen, purpurnen und goldenen Farben, das einzige „Mißernde“ in diesem Räume:
„Gott wird weitersorgen“ war auf dem Diplome zu lesen.
„Ich wünschte, er täte es wirklich“, sagte Tig. Doch verbrachte er nicht lange damit, über den Wunsch nachzudenken. Schon fing er damit an, was er tun mußte: er zog sich die im Eis durchdränkten Schuhe an, hüllte sich in den gewürfelten, feuchten Wollschal ein und dann schritt er hinaus, den rückwärtigen Weg, am Verschlag vorbei, wo er sein Kaninchen untergebracht hatte, das Weihnachtsfestessen.

Tigs Haus war ein winzig kleines Häuschen, das zwischen zwei großen Lägerhäusern eingeklinkelt lag. Wadelige, verfaulte Holztreppen führten von seinem Hofe herunter zum Schlamm der Thames. In diesem Schlamm hatte Tig alle möglichen Dinge gefunden, natürlich auch Kohle und Holz. Es kam vor, daß mitunter einer der Riesenkräne an den Werften verlagte, eine Kiste zerbrach und die merkwürdigsten Dinge herumgestreut wurden, Fleisch- und Milchtonnen, ein ganzer Regenfall von Nüssen, sie schmeckten alle noch fein, wenn man sie abwusch, Orangen, Rüsse, Zahnbürstchen (ein zweifacher Hund), Töpfe und Pfannen, mitunter auch ein Hund aus Porzellan aus Suederland und ein billiges Album aus Hannover. Doch an diesem Abende standen alle Krane stille — Tig füllte seinen Sad mit Holzstücken und Kohlenklumpen, die von den Schlepplänen heruntergefallen waren — den ruhenden, verfallenen Schlepplänen, die, fünf bis sechs Fuß

tief, während der Weihnachtstage unterhalb der Werften verankert lagen.

Tig Terry mußte sehr wohl, daß er unter den Purtschen der ganzen Nachbarschaft ein Ausgestoßener war. Anderer Eltern Kinder konnten sich mitunter anschaffen, was sich ihr Herz wünschte. Die Terrys konnten dies nie. Es war ihm auch bekannt, daß ihn die andern Purtschen „Tig, der Stiebitz“ nannten, natürlich hinter seinem Rücken. Ins Gesicht hätte es keiner gewagt, weil er sie niedergeschmettert hätte. Die Lehrerin sagte während der Sonntagsschule, daß Verprügeln ein Unrecht sei — doch die Lehrerin war ja eine Dame, und was ruhigen Damen vom Brügeln! Doch mit den übrigen Grundstücken der Lehrerin war Tig schon einverstanden. Er mochte wohl ein „Stiebitz“ sein, aber er war dafür kein Lügner, und er war auch kein Dummkopf, wie so mancher der Purtschen.

„Ich hätte nie und nimmer ein Stück Fleisch oder einen Nierenpudding aus dem Topfe einer Kabine in einem Schleppler gestohlen, wie es Bill Lebston tat, selbst wenn man mich einen „Stiebitz“ nennt“, sprach er stolz zu sich selber.

Einen „Stiebitz“ hieß man nämlich einen, der unten am Fluße darauf wartete, bis das Wasser einen möglichst niedrigen Stand erreicht hat, und sich bemüht, die „Kesteln“, die die Flut anschwemmt, zusammenzulassen. Die Thams, wie sie Tig nannte, war ein schlammiger Fluß, der im Norden und Süden durch Werften und Lägerhäuser eingesäumt wurde. Als Mutter Gladish noch ein junges Mädchen war, da führte der Weg längs des Ufers, auf dem man lange Zeit unbehindert wandern konnte, man sah weit hinunter auf ein schönes Flußbett, auf dem Schiffe mit weißen Segeln, Brüggen, Schoner, Fischerkähne, fremde Schiffe, leichte Fahrten und Schiffe tausend anderer Art herangefahren kamen. Alle waren verschiedener Bauart. Tig konnte das schon vertragen, wenn er auch nicht alle Arten kannte. Wie gerne hätte er sie wohl

*) Die Autorin, die mit ihrem wirklichen Namen Huberta Brand heißt, schrieb viele schöne Erzählungen und Gedichte, die wiederholt in der englischen Arbeiterpresse erschienen sind. Die nachfolgende Weihnachtsgeschichte hat sie feinerzeit für den Unterstützungsfonds von Bergarbeiterfrauen und -Kindern verfaßt.

Tagesneuigkeiten.

Weihnacht 1930.

Stille Nacht, heilige Nacht tanzen die Gloden,
Stille Nacht, heilige Nacht tönen die Glocken;
Stille Nacht, heilige Nacht,
Der Herr hat alle gleichgemacht.

Dort flammt die Tanne im prunkenden Raum,
die Tafel bricht unter Genüssen;
Hier hat der Song unterm Lichterbaum
den Eltern das Herz zerrissen.
Dort glüht der Ofen und bläst mit Lust
den fästigen Braten schmoren;
Hier glüht eines Liebenden Vaters Bruh,
der Arbeit und Brot verlor.
Dort jubelt am Tulaum die Kinderchor
und schließt vom vollen Aie;
Hier schlacht der weiße ein Elternpaar,
denn Hunger und Not sind zu Galt.
Dort feiert man Christnacht beim junkelnden
Wein;

Genießen! — Die einzigen Sorgen.
Hier schläft man vor Leide und Kummer nicht ein,

mit Grauen bedenkt man das Morgen.

Stille Nacht, heilige Nacht tönen die Gloden,
Stille Nacht, heilige Nacht tönen die Glocken;
Stille Nacht, heilige Nacht,

Der Herr hat alle gleichgemacht!
Edi Sporer (Wodendach).

Der belgische Rebel kehrt wieder.

Brüssel, 23. Dezember. Die „Libre Belgique“ meldet, ist in der Umgebung von Lüttich heute vormittags wieder der geheimnisvolle Rebel aufgetreten. Ein Todesfall ereignete sich in Tilletur, mehrere schwere Erkrankungen werden aus Hermaile und ein weniger schwerer Fall aus Hermaile-fours-Kay gemeldet.

Was sich ein Stabskapitän gegenüber deutschen Soldaten erlauben darf.

Am 17. Dezember hielten die Soldaten der Autobatterie 3 der Artilleriekompanie in Trenzin ihre Urlaubsscheine in den Händen. Die Soldaten wollten sich eben für die Heimreise mit dem Zuge, der um halb 3 Uhr nachmittags Trenzin verläßt, rüsten, als der in dieser Abteilung Dienst tuernde Stabskapitän erschien und den dort anwesenden Unteroffizier fragte, ob die Urlaubserklärung, also Deutsche, seien. Als der Unteroffizier dies bejahte, erhielt der Stabskapitän den Befehl, den deutschen Soldaten die Urlaubsscheine wieder wegzunehmen, und dieselben erst einige Stunden später wieder anzufolgen. Dieser Befehl des Stabskapitäns erfolgte — wie uns die Soldaten übereinstimmend mitteilen — ohne jeden Anlaß.

Der Herr Stabskapitän, dessen Name uns leider aus begründlichen Gründen nicht mitgeteilt wurde, hatte scheinbar das Bedürfnis, deutsche Soldaten seine Macht fühlen zu lassen, was auch aus der Tatsache hervorgeht, daß die Soldaten tschechische Rationalität am 17. Dezember mit dem halb 3 Uhr-Nachmittagszuge von Trenzin wegfahren konnten. Diese geradezu aufreizende Verfügung des Stabskapitäns bewirkte, daß die deutschen Soldaten erst viele Stunden später wegfahren konnten.

Eine Kritik wollen wir uns ersparen. Die Deffenlichkeit mag selber über die Vorgangsweise des Herrn Stabskapitäns ihr Urteil fällen und wir sind überzeugt davon, daß die öffentliche Meinung über diesen Herrn weit un-

günstiger ausfallen wird, als wir hier zu schreiben vermögen. Von dem Vorfall wurde der Klub der deutschen sozialdemokratischen Abgeordneten in Kenntnis gesetzt; wir sind sehr neugierig, was der Herr Herrminister zu diesem Stabskapitän zu sagen haben wird!

„Do X“ fliegt doch nach Amerika.

Friedrichshagen, 23. Dezember. Auf Do X ist während der durch den Unfall notwendig gewordenen Liegezeit in Lissabon die ursprünglich für Cadix vorgesehene Gesamtinspektion an Friedrichshagen und Schiff durchgeführt, so daß Do X nunmehr nach Beendigung der Reparatur am 15. Jänner 1931 wieder flugklar sein wird.

Infolge der eingetretenen Verzögerung hat die Durchführung des ursprünglichen Flugplanes Azoren—Vermudas—New York wegen der vorgeschrittenen Jahreszeit und der vorherrschenden ungünstigen Weiterverhältnisse im Nordatlantik eine Änderung erfahren müssen. Die neue Flugroute ist wie folgt festgelegt worden: Lissabon—Kanarische Inseln—Capverdische Inseln—Katal—Rio de Janeiro—Savanna—New York.

Eisenstein-Intermezzo in Mexiko.

New York, 23. Dezember. (Eigenbericht.) Die in der Stadt Mexiko erfolgte Verhaftung des bekannten russischen Filmregisseurs Eisenstein geschah auf Grund eines anonymen Telegramms aus Los Angeles, das ihn als bolschewistische Agitator bezeichnete. Eisenstein wurde nach zehntägiger Haft wieder auf freien Fuß gesetzt. Die Polizei entschuldigte sich und gab an, seitdem nach dem Abfahre des anonymen Telegramms.

Schnee- und Wetterberichte.

Reilberg: — 5 Grad, 50 Jm. Schnee, Sportverhältnisse gut, Schneefall.

Johannisbad: — 7 Grad, Schnee pudrig, Skifahrer und Rodelbahn sehr gut.

Eisenstein: — 5 Grad, 30 Jm. Schnee, pudrig, Skifahrer sehr gut, sonnig.

Altvater- und Spiegeliger Gebiet:

Bad Karlsbrunn: — 8 Grad, 25 Jm. Alt-, 5 Jm. Neuschnee, Skifahrer und Rodelbahn sehr gut, helter.

Trenzinwald-Grafsberg: — 3 Grad, 10-15 Jm. Schnee, in höheren Lagen Skifahrer und Rodelbahn sehr gut, bewölkt.

Goldstein: — 2 Grad, 15-25 Jm. Schnee, in höheren Lagen Skifahrer und Rodelbahn sehr gut, bewölkt.

Grulich: — 3 Grad, 10 Jm. Alt-, 5 Jm. Neuschnee, Skifahrer mäßig, Rodelbahn sehr gut, bewölkt.

Hochschnee-Schneehaus: — 3 Grad, 10 Jm. Schnee, Skifahrer und Rodelbahn sehr gut, Nebel.

Moller Berg: — 1 Grad, 15 Jm. Schnee, Skifahrer und Rodelbahn sehr gut, bewölkt.

Ramsau: — 6 Grad, 20 Jm. Schnee, Skifahrer und Rodelbahn gut, bewölkt.

Spiegeliger Schneeburg: — 5 Grad, 35 Jm. Schnee, Skifahrer sehr gut, Nebel.

Arbeiter und Schule. Prof. Paul Fürstenau (Reichenberg) nahm im Rahmen des Hochschulturnes „Schule und Wirtschaft“ zu obigem Thema in nachstehender Weise Stellung: Der Proletarier lebt in einer von der Lebenssphäre des Gebildeten nicht nur gesellschaftlich, sondern auch kulturell vollkommen geschiedenen Welt. Deshalb betrachtet er auch die Schule anders als jener. Individuell erlebt er die Schule für sich und seine Kinder als Mittel zum Aufstieg aus der Not seiner Klasse. Die Arbeiterschaft als Klasse will eine Schule, die als Einheitschule der kulturellen Hebung der Massen diene. Die heute feststellbare Unterlegenheit der

Arbeiterkinder gegenüber den Kindern der Oberschichten beruht nicht auf Vererbung, sondern auf der Einwirkung der sozialen Umwelt, besonders des Drucks übermäßigen Arbeitsgangs auf die Kinder. Diesen Kindern muß die neue Schule alles ersetzen, was ihnen ihre Familie, ihr häusliches Leben nicht bieten kann. Die Erziehung soll mit Mutterberatung, Säuglings- und Kleinkindkrippen beginnen. An diese schließt sich die einheitliche Unter- und Mittelstufe (heute Volks-, Bürger-, Untermittelschule). Erst mit dem 15. Lebensjahr entsteht die Notigung zur Berufswahl. Von der Mittelstufe gabeln die nach Berufsrichtungen spezialisierten Oberstufen ab. Die nach der Mittelstufe ins Erwerbsleben tretenden Jugendlichen übernimmt die Pflichterziehungsstelle, allen Erwerbstätigen dient die Volkshochschule. Alle Schulgattungen erneuern ihre Methode im Sinne des Einheits- und des Arbeitsunterrichtes, die Volkshochschule wird zur Arbeitsschule, bisherige Kenntnisprüfungen werden zu Könnensproben. Auch die Berufsschulen bleiben neben ihrer technischen Einstellung Erziehungsschulen. Alle Schulen bilden die Kinder zum Gemeinschaftsleben, zu demokratischen Menschen, indem sie das Prinzip der gegenseitigen Konkurrenz durch das der gegenseitigen Hilfe ersetzen. Geschichts- und Mutterspracheunterricht verschmelzen zur Kulturkunde; die Kunst wird gepflegt. Die Schulen führen aktiv den Kampf gegen den Alkohol, körperliche Erziehung tritt gleichberechtigt neben die geistige. Die Trennung von Schule und Kirche wird konsequent durchgeführt. Die heutigen Schulklassen weisen Jugendheimen, die dem Kind das fehlende Familienheim ersetzen und bildend auf seine Lebensgewohnheiten einwirken. Elternvereine wirken mit der Lehrerschaft zusammen, um die Arbeit der Schule zu unterstützen und zu ergänzen. Von dieser Art Schule erwartet die Arbeiterschaft den kulturellen Aufstieg der Massen, die Bildung harmonischer Menschengemeinschaft, die fortschrittliche Entwicklung der Gesellschaft.

Das es solche Mütter gibt! Die Hakenkreuzler fordern die Vernichtung der Mischlinge und die Reinholung der Rasse durch das Verbot von Mischehen oder durch die Vererbung des Mischblutes. Welch Geschlecht aber unter den Reinrassigen heranwächst und daß es zum weitestgehenden Teil die traurige Folge unerblicher Abtreibungen vorstellt, erkennt man nicht einmal so sehr an den Männern als an den Weibern, die uns diese Sorte als Muster vorsetzt. Da hat unlängst eine nationalsozialistische Rednerin, Lisbeth Jander, in Frankfurt a. M. erklärt, im Krieg seien zwar Millionen Männer gefallen, aber das wäre alles ungenügend gewesen. Es müßten noch viel mehr Männer sterben, und jede Mutter sollte mit Stolz ihre Söhne davor bringen, erst dann werde es uns besser gehen! — Das gibt es! Das hat Kinder! Das erziesi seine Kinder! Ein Geschlecht wächst heran, von Bestien geboren und gelügelt, die ihre krankhafte Sexualität an der Vorkriegszeit verhaßten, ihre Söhne „mit Stolz“ den Kameraden und Gasbomben des nächsten Krieges dorbrennen zu können. In Brandenburg wieder ist eine dieser Art — an die Schüler doch wohl nicht dachte, als er das Wort von den Weibern schrieb, die zu Hyänen werden, da eine Hyäne doch ihre Jungen nicht ins Granatfeuer schiden würde — aus dem Zentrum ausgetreten und hat folgendes öffentliche Bekenntnis abgelegt:

„Es wird feste das Hakenkreuz beichtmpft, und wir Hitler-Beute werden beweisen, daß



in allen Fällen,
den sich heute jeder Rad- und Kraftfahrer sichern muß,
vieler losienlos
bei Leistung des Mitgliedsbeitrages von
nur
Kö 3.— für Radfahrer,
Kö 5.— für Kraftfahrer
der
Arbeiter-Rad- und Kraftfahrer-Bund CSR.

Köpfe rollen werden und wälzen, damit endlich der Judenvertat unter den Christen aufgehört... Mein Blut und Leben gebe ich für die Hakenkreuzpartei, aber nicht für das internationale Zentrum... Hoffentlich kommen wir recht bald an die Spitze, so daß die Köpfe nur so rollen. Es tschöllisch oder tschöllisch, ist gleichgültig. Besonders werden wir die Juden... Ich erziese meine Kinder ganz rein, der Rast will nicht die Here des Zentrums! Dies möchte auch ein Bischof zum Anhänger der Fruchtbarkeitsbewegung werden! Wacht uns dies Geschlecht heran, dann sind wir wirklich am Ende der Zeiten.

Begnadigung. Die Todesstrafe, zu der der Müller Alois Balliet aus Zilowa und die Schneiderin Theresia Gabrich aus Zilowa wegen vorläufigen Mordes, begangen am 29. September 1929 an dem Gatten der Theresia Gabrich, Johann Gabrich, von den Geschworenen in Ungarisch-Protisch verurteilt wurden, wurde durch Begnadigung des Präsidenten der Republik bei beiden Beurlaubten in eine lebenslängliche schwere Kerkerstrafe umgewandelt.

Der Vulkan Merapi grollt und droht noch immer. Nunmehr steht bereits fest, daß viel mehr als 700 Personen bei dem Ausbruch ums Leben kamen. Sämtliche im bedrohten Gebiete liegenden Dörfer wurden geräumt. Tausende Eingeborenen, die durch die Vorströme umzingelt wurden und auf einzelnen, einsam gelegenen kleinen Inseln lebend verblieben, werden nunmehr von Aéroplanen aus mit Lebensmitteln versorgt.

Der Jinnfolat als Christkind. Die „Frankfurter Zeitung“ erhielt folgenden Brief: Der Jinnfolat behauptet seinen Platz trotz aller Anfeindung, die ihn aus der Spielzeugfabrikation verschwinden lassen möchte. Der Jinnfolat, stolz darauf, ein deutsches Produkt zu sein, mochtet durch die Welt, welchen Zwecken sein Bormarsch diene, das bringt das Organ der tschöllischen Nationalsozialisten deutlich zum Ausdruck; es betrachtet ihn „als Aufbaumittel, das wie kein zweites geeignet ist, den Gedanken der Wehrkraft zu heben und den knochenerweichenden Pazifismus, der sich jetzt in Deutschland breitmacht, zu bekämpfen“. Wir erfahren weiter, daß der deutschblütige Jinnfolat nicht mehr nur ein Spielzeug für deutschblütige Kinder ist, sondern auch für deutschblütige Erwachsene: „Wenn heute der Versuch gemacht wird“, heißt es „den Jinnfolaten zu einem internationalen Erzeugnis zu machen, so ist das eine Fälschung der Tsifischen, die wieder von den in Deutschland und im Ausland ansässigen Juden aus durchsichtigen Gründen mit Hilfe „internationaler“ Ausstellungen versucht wird. Die „Freie Vereinigung Deutscher Jinnfolatenfamilien“ sucht überall deutschblütige Jinnfolatenfamilien als Mitarbeiter und bittet diese, Näheres bei ihrem Leiter (Herrn J. R., Leipzig-Nachwitz) zu erfragen.“ Man sieht, der Jinnfolat ist zu einem mächtigen Bundesgenossen der Nationalsozialisten für den Gedanken der Wehrhaftigkeit geworden, eine Wehrhaftigkeit, die es nicht unter ihrer Würde findet Schaufenster einzuschlagen und bei jeder Gelegenheit tschöllischen Niederzuknüppeln. Möge dies alle Eltern zur Bestimmung rufen, die ihre Kinder nicht für neue Kriege erziesen wollen, aber Kriegsspielzeug immer noch trotz aller Auffklärung als harmlos ansehen! Erica Ponte-Schroeder.

Siedate Lewis in Berlin. Siedate Lewis, der diesjährige amerikanische Rodelweltmeister für Siedatur, ist zu kurzem Aufenthalt in Berlin eingetroffen.

„Oh, ich weiß nicht“, meinte sie, „geh zu Bett, wenn du dich fortgessen hast.“

„Ist das es nicht leicht, auf diese Antwort der Mutter den Boden des Gesprächs fortzuspinnen, aber er versuchte es trotzdem.“

„Ob in unserem Kammerüberflieg wohl alles in Ordnung ist“, sagte er sehr langsam und ziemlich laut. „Wäre es nicht gut, wenn du einmal nachsehen ginge? Denkst du, daß vielleicht die Kloden unser Kammer gestohlen haben? Vielleicht hat es ihnen dann leid getan und sie haben uns statt des Kammer etwas anderes in die Kiste gelegt?“

Sie stellte ihr Bügeleisen hin und schaute ihn an.

„Geh nur hinaus, Mutter, nachschau, es ist nämlich etwas für dich dort!“

„Wenn du dir aus mir einen guten Tag machen willst, Tig, dann werde ich dir die Haut gerden“, antwortete sie halb lachend, halb verdrossen. „Jetzt weicht du meine Meinung!“

„Geh wirklich hinaus nachschau“, beharrte er. „Es war alles, was er zu sagen vermochte.“

„Geh doch, also geh doch, geh doch, Mutti!“

Sie ging also. Mit einer klackernden Kerze. Er sah inzwischen da, indem er den Stuhl des Vaters mit beiden Armen umklammert hielt. Da erhob sich ihre Stimme streng vom Hauflur her:

„Komm mal her, Tig!“

Er gehorchte. In der nebligen Dunkelheit des Hofes war die Kerze ausgegangen, wie er die Tür öffnete und hinauslief. Die Mutter lud ihm beide Arme mit Sachen voll.

„Nimm dies rasch herein“, gebot sie fast stemlos, „und dann komm wieder gleich zurück!“

Nachdem sie alles in die Stube geschafft hatten — sie mußten zweimal oder dreimal darum gehen — war der Tisch damit ganz oobbedeckt. Ein großer, halber Schinken, mit Schlemm und Sogapanen bedeckt, ein Bohren klebriger Datteln, eine Schachtel Muskateller-

trauben, Fleisch- und Milchkonserven, Orang'n, Buzennisse, Weintrauben, die bekannte amerikanische Sorte mit den Nischenbeeren, wie man sie in die Spiraler minimt — Tee, in einem Taschentuch zusammengedrückt, zwei gefrostene Kaninchen und eine große Büchse Biskuit.

Tig und seine Mutter standen eine Zeitlang da, indem sie einander anstarrten, bis Tig sich verpsichtete fürchte, das Schweigen zu brechen.

„Waren diese Kloden nicht lieb, Mutter?“ fragte er zwischen einem Neufser und Nibersn.

„Laß mich mit deinen Kloden in Ruh, Junge“, erwiderte die Mutter, „und sage mir jetzt offen, woder du diese Dinge hast? Wir werden als erste Begrüßung in der Früh wader, scheinlich die Polizisten hier haben, fürchte ich, ich hätte nie gedacht, daß wir so tief sinken könnten. Ach, dieses Unglück! Sofort wirst du alles wieder dorthin zurücktragen, woder du es genommen hast. Sofort, unverzüglich, vertritt du, Junge?“

Die kalte, finstere, feuchte Berste, das hohe, dunkle Lagerhaus, die versteinerten Eisenstabe... Tig sah dies alles plötzlich wieder vor sich... er sah, wie er mühevoll herumkletterte, und wie er dann wieder alles auf den alten Platz zurücklegte, wieder in Ordnung brachte. Und dann das Heim — leer.

„Arant dich nicht, Mutti“, sagte er jetzt. „Ich hab da einen kleinen Scherz mit den Kloden gemacht“, setzte er dann fort, überhaupt nicht wissend, was er der Mutter im nächsten Augenblicke noch weiter sagen sollte. Aber dann fiel ihm doch ein, fortzuehen: „Ich habe nämlich draussen einen Matrosen getroffen, und der forderte mich auf, ihm seinen Koffer von den Eisenbahnen zur Bahn zu tragen. Er versprach mir einen Schilling Belohnung dafür. Und als er weg war, da sah ich, daß er mir ein Goldstück in die Hand gedrückt hatte. Fertümlidlicherweise wohl. Er war nämlich ein diphchen Belieber. Mutter, es ist alles in Ordnung. Und wenn doch nicht,

Mutti. Es ist wirklich alles in besser Ordnung! Ich hab dann die Sachen da gekaut und drangeht hingelagt, wegen der Het, weicht du, und wegen der Lieberforschung, um euch alle am Weihnachtsabend ein bißchen glücklich zu machen.“

Sie sah ihn an, und glaubte es ihm.

„Run, gut denn, und Gott sei Dank!“ meinte sie dann. „Und ich muß dir schon sagen, daß du ein guter Einfäufer bist, Tig. Run, aber jetzt lang du nur nicht zu weinen an, um Himmels willen. Denk doch, wie sich der Vater über alles freuen wird!“

Tig zerrt, der Stolz der Sonntagsschule, schlüpfte aus seinen Kleidern und legte sich ins Bett, neben Stanch und Bert, die bereits lange schlürschien und heute erzwarm zugebedt waren, weil ihnen Vaters Kleider als Bettbede dienten.

„Sie wissen noch gar nicht, was für Sorzake für morgen für sie vordereitet sind.“ Sprach Tig zu sich selber. „Und jetzt will ich, als Extraleistung, noch ein Abendgebet sprechen.“ Und er kroch ins warme Nest.

„Lieber Gott“, begann er, „schütze Vater und Mutter und die Brüder und Schwestern, und laß mich ein braves Kind werden! Und verzeih mir, lieber Gott, daß ich die Sachen dort gestiebt hab, aber wirklich, lieber Gott, glaub es mir, ich habe keinen andern Ausweg gewißt, wie ich es machen soll — und du weißt, was mir der Vater aufgetragen hat. Und verzeih mir auch, lieber Gott, die Ausrede, die ich der Mutter gegenüber gebraucht habe. Ich verspreche dir, lieber Gott, daß ich mir das nicht zur Gewohnheit machen werde. Ich möchte gerne ein aufrichtiger, braver Mensch werden. Um des Heilands willen, Vater, vergib mir! Amen!“

(Deutsch von Jaak Reissmann.)

Ein Missionär zu Tode gefoltert. Aus Schanghai meldet Keiner: Der katholische Missionar Vater Marcus wurde vor einigen Wochen von einer kommunistischen Bande aus seiner Missions-Station in den südöstlichen Teil der Provinz Hupeh verschleppt. Wie jetzt bekannt wird, hoch Vater Marcus wie ein Märtyrer. Die Kommunisten folterten ihn lange, stachen ihm die Augen aus und als er mit Wunden über und über bedeckt war, wurde er langsam ermordet. Hierauf wurde er ohne Sorg begraben.

Schnuggel im Hamburger Hafen. Nach Mitternacht ist im Laufe der letzten Woche wieder ein umfangreicher Kaffee-Schnuggel im Hamburger Freihafen aufgedeckt worden. Wieder wurde wie im August d. J. mit Scheinräumen und Lastkraftwagen gearbeitet. Die Staatsanwaltschaft ist bereits mit der Untersuchung beschäftigt; eine größere Anzahl Beteiligten soll dem Untersuchungsgefängnis eingeliefert worden sein.

Der Chauffeurmörder von Pöfel verhaftet. Vor einigen Tagen wurde in Wien der bereits vorbestrafte 34-jährige Bohuslav Kober verhaftet. Im Zuge der eingeleiteten Erhebungen stellte es sich heraus, daß er von der Prager Sicherheitsbehörde wegen eines Raubmordversuches verfolgt wird, den er am 30. November an dem Chauffeur Karl Reier aus Pöfel begangen wollte, den er zu einer Fahrt von Pöfel zum Bahnhof in Cimelitz aufgenommen hatte.

Eine Falschmeldung. Letzten Freitag veröffentlichten einige Blätter eine Meldung aus privater Breschburger Quelle, daß in der Gemeinde Arbanovo im Bezirke Trkava der Arbeiter Josef Semich aus Rot seine jugendliche Familie mit Kattengift vergiftete und dann Selbstmord beging. Vier der Vergifteten sollen dieser Meldung zufolge tatsächlich gestorben sein, während die übrigen sechs noch rechtzeitig im Krankenhaus gerettet werden konnten. Das Bezirksamt in Trkava teilt mit, daß sich ein derartiger Vorfall weder in Arbanovo, noch in der Umgebung, noch im Trkavaer Bezirke überhaupt ereignet habe und daß es sich demnach wahrscheinlich um eine Verfälschung der Presse handle.

Die deutsche Grönlandexpedition. In der in diesen Tagen in Wien abgesehenen Beratung der Rotgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft betonte der Vorsitzende Dr. Schmidt-Ott, eine ernsthafte Besorgnis um das Schicksal der deutschen Grönlandexpedition unter Führung des Grazer Professors Dr. Wegener sei vollkommen unbegründet. Man müsse sich bis März oder April 1931 gedulden und habe derzeit keinen Anlaß zur Beunruhigung.

243.000 Mark unterschlagen. Das erweiterte Schöffengericht in Köln verurteilte die 40 Jahre alte frühere Buchhalterin Friedel wegen Betruges und Unterschlagung zu zwei Jahren Gefängnis und die 37 Jahre alte Frau Oberndorfer zu einem Jahr neun Monaten Gefängnis. Die angeklagte Frau Friedel hatte im Kölner Holzstraßenhotel, dessen Angestellte sie war, seit Herbst 1929 nicht weniger als 243.000 Mark unterschlagen. Mit ihrer Freundin Oberndorfer, zu der sie sehr intime Beziehungen unterhielt, lebte sie mit diesem Geld herrlich und in Freuden. Sie legten sich Zinwelen, kostbare Pelze und zwei Automobile zu und verkehrten in den vornehmsten Lokalen.

Mörder seiner Familie? In Kreibitz (Kreis Pannau in Schlesien) wurde unter dem Verdachte, seine 34-jährige Ehefrau und seine jüngsten drei Kinder im Alter von ein bis vier Jahren ermordet und in den Brunnen seines Hofes geworfen zu haben, ein Landwirt Neumann verhaftet. Neumann bestrafte die Täterin, macht aber so unklare und phantastische Angaben, daß die Wahrscheinlichkeit seiner Schuld von der Untersuchungsbehörde mit gleichzeitiger Sicherheit angenommen wird.

Sinkender Fleischverbrauch in Deutschland. Das Statistische Reichsamt in Berlin — und das läßt wohl auch auf unsere Verhältnisse zurückzuführen — stellt fest, daß der Fleischverbrauch in der Zeit von Jänner bis September 1930 von 22,1 Mill. kg auf 21,5 Mill. kg, oder um 6,2 Prozent gesunken ist. Dieser Rückgang

Hört es! Ihr Kriegstrüppel, Opfer der Arbeit, Kranke und Schwache! Selbstmord ist eure heiligste Pflicht!

Gipfel der Rohheit! Der nationalsozialistische Schriftsteller Ernst Mann gab im Verlag von Gerhard Hofmann in Weimar eine Schrift heraus; sie trägt den Titel: „Die Moral der Kraft“. Damit enthüllt sich der Nationalsozialismus in seiner ganzen Größe. Jedweder Kommentar erübrigt sich. Wir folgen einem Zitat der „Roten Fahne“. Herr Ernst Mann schlägt folgende Lösung zur Beseitigung der Not und des Elends vor:

„Schwer ist es für Kranke und Schwache, sich den Tod selbst zu geben. Zum Selbstmord gehört ein Grad von Furchtlosigkeit und Willenskraft, der den meisten Kranken fehlt. Oft sind dem Kranken die Mittel für einen schnellen, leichten Tod nicht erreichbar. Auch derjenige, welcher sich infolge seiner Tapferkeit, im Kampf für das Allgemeinwohl (z. B. im Krieg, D. Red.) eine schwere Verletzung oder Krankheit zugezogen hat,

auch dieser hat kein Recht, seinen Mitmenschen als Krüppel oder Kranker zur Last zu leben. War er tapfer genug (!) seine Gesundheit, sein Leben im Kampfe aufs Spiel zu setzen, so soll er auch die letzte Tapferkeit besitzen, den wertlosen Rest seines Lebens selbst zu enden.

Selbstmord ist die einzige Heldentat,

die Kränklingen und Schwächlingen übrig bleibt. Jeder, dem es zum Bewußtsein kommt, daß er an einer chronischen Krankheit leidet, daß er nie vollste Kraft, Gesundheit, den freien Gebrauch seiner Gliedmaßen erreichen kann, soll seine letzte Willenskraft zusammennehmen, um sich von der Last seines Lebens durch den freiwilligen Tod zu befreien, und

wäre es durch konstante Nahrungsverweigerung,

wenn er sonst aller anderen Mittel zum Selbstmord beraubt ist. Für jeden Schwächling, für jeden mit chronischer oder vererbbarer Krankheit oder mit Verkrüppelung Behafteten ist

Selbstmord die heiligste Pflicht,

sich selbst und seinen Mitmenschen gegenüber!“

Auf Seite 48 heißt es weiter:

„Der Staat sorge streng für die Vernichtung aller Schwächlinge und Kränklinge. Auf jährlichen Kontrollversammlungen ist der Gesundheitszustand des ganzen Volkes durch die besten Ärzte zu prüfen, die Kranken, Schwachen sind auszuscheiden und zu vernichten (!). Auch außerhalb dieser Kontrollversammlungen sei es die Pflicht eines jeden, der sich krank und elend fühlt, sich den Kontrollärzten zu stellen.

für jeden, der einen kranken, elenden Menschen antrifft, ihn der Gesundheitspolizei zu melden.

Den Selektionsärzten sei genügend militärische Gewalt beigegeben, ihr Amt auch gegen den Willen der Kranken streng durchzuführen.“

Das sind die menschenfreundlichen Rezepte der Nationalsozialisten!

geht wohl allein auf Kosten der großen Masse der Arbeiter und Angestellten. Er muß deshalb für die arbeitende Bevölkerung prozentual noch höher sein. Die bestehenden Schichten werden ihren Fleischverbrauch kaum eingeschränkt haben. In den ersten neun Monaten der letzten drei Jahre ist der Fleischverbrauch pro Kopf von 34,9 auf 34,6 und zuletzt auf 33,5 kg gesunken. Wenn man berücksichtigt, daß sich die Alterszusammensetzung nach dem Kriege derart geändert hat, daß der prozentuale Anteil der Erwachsenen viel stärker ist als vor dem Kriege, dann weist dieser Rückgang im Fleischverbrauch doppelt soviel auf, denn der normale Fleischbedarf der Erwachsenen ist viel höher, als beim Kinde. Selbst wenn unter diesen Umständen die allgemeine Lebenshaltung nicht gestiegen wäre, müßte der Fleischkonsum gewachsen sein. Da er jedoch bedeutend vermindert ist, ist die ganze Lebenshaltung wesentlich schlechter geworden.

Eine Quecksilberader in Udine. Bei Bauarbeiten in einem Privathaus im Zentrum der Stadt wurde in einer Tiefe von ungefähr einem Meter Quecksilber im Naturzustand entdeckt. In wenigen Stunden wurden fast zwei Kilogramm in Quecksilber gesammelt. Die Grabungen werden in größerer Tiefe fortgesetzt, da man vermutet, daß es sich um ein Quecksilberlager handle.

Arbeitsloshetragedie. Am Montag nachmittag drang ein 36 Jahre alter Walter Schäfer aus Röntgenhal bei Berlin in die Räume des Reichsarbeitsministeriums ein und richtete auf einen der Amtsdienner, der ihn nicht zum Reichsarbeitsminister Dr. Stegerwald verlassen wollte, eine Scheintodpistole. Schäfer wurde überwältigt und der politischen Abteilung des Berliner Polizeipräsidiums zugeführt. Der Täter ist bereits seit sieben Jahren arbeitslos,

der sich seit längerer Zeit mit Reformplänen zur Lösung des Arbeitslosenproblems beschäftigt und empört darüber war, daß ihm ein Beamter des Reichsarbeitsministeriums empfohlen hatte, seine Pläne zunächst in einer Eingabe darzulegen. Die Vernehmung ergab den Eindruck, daß Schäfer durch die lange Arbeitslosigkeit seelisch vollkommen zermürbt worden ist.

Todesurteil für Versicherungsmord. Der Brauereibesitzer Wiedemann aus Ravensburg (Bodensee), der seine Frau ermordet hatte, um sich in den Besitz einer auf 300.000 Mark abgeschlossenen Lebensversicherung zu setzen, wurde vom Gericht Ravensburg in der ersten und nunmehr auch in der zweiten Instanz zum Tode verurteilt.

Von der Deichsel aufgespitzt. Der Organist des Bernharden-Klosters in Rolo (Polen) von Malyszewski, fuhr nachts mit seinem Fahrrad mit großer Geschwindigkeit gegen einen ihm entgegenkommenden Wagen. Dabei wurde er von der Wagendeichsel förmlich aufgespitzt und blieb mit durchbohrender Unterleibsverletzung an der Deichsel hängen. Der Unglückliche starb unter furchtbaren Qualen auf dem Transport ins Krankenhaus.

Banditenüberfall in Venezuela. Eine Bande von 300 venezolanischen Banditen überfiel die Stadt Bobotera in Kolumbien, ermordete den Bürgermeister und steckte das Rathaus in Brand. Als die Banditen sich von venezolanischen Truppen verfolgt sahen, flüchteten sie ins Gebirge. Man nimmt an, daß die Verbrecher Plünderungsabsichten hatten und nicht, wie ursprünglich vermutet wurde, irgendeine politische Rebellion auszuführen wollten.

Drei Knaben ertrunken. In Senzburg (Ostpreußen) sind drei Knaben beim Schlittschuhlaufen erbrochen und ertrunken.

Von der Lokomotive zermalmt. In der Nähe von Amsdorf an der Bahnstrecke Halle-Sangerhausen erfaßte eine Lokomotive ein mit zwei Personen besetztes Motorrad. Beide Fahrer verunglückten tödlich.

Doppelmord am jeh. Karle. Der am Sonntag in Berlin A. verübte Doppelmord an dem Chepac-Rickmann hat nach der Aufklärung. Vorläufig weiß man noch nicht, ob es sich um einen oder um mehrere Täter handelt. Die „Deute“ beträgt kaum mehr als 10 oder 20 Mark!

Die „Pädagogische Woche“ in Aulfig.

Die „Pädagogische Woche“ findet in der Zeit vom 2. bis 6. Jänner 1931 statt. Die Vorträge beginnen am Freitag, den 2. Jänner, um 8 Uhr früh im kleinen Saal der Aulfiger Volkshochschule.

Die eigentliche Vortragsordnung ist folgende: Freitag, den 2. Jänner: 8-12 Uhr: Dozent Dr. Helmuth von Braden (Braunschweig): Der Aufbau des deutschen Schulwesens im Bildungsinteresse der arbeitenden Bevölkerung. 2-6 Uhr: Dr. med. Theodor Gruschka (Aulfig): Voraussetzungen der Schulerneuerung.

Samstag, den 3. Jänner: 8-12 Uhr: Dozent Dr. Helmuth von Braden (Braunschweig): Die Lehrerbildung in Deutschland. 2-4 Uhr: Lebungslehre Wilhelmine Fischer (Aulfig): Die neuen Lehrpläne für Volksschulen. 4-6 Uhr: Prof. Dr. Ritter (Wernsdorf): Die Reform der Mittelschule.

Sonntag, den 4. Jänner: 8-10 Uhr: Ministerialrat Dr. Karl Kleinmihly (Prag): Unsere Schulreform. 10-12 Uhr: Dozent Dr. P. K. H. (Prag): Schulversuche.

Montag, den 5. Jänner: 8-12 Uhr: Dr. Alice Kühle-Gerstel (Dresden): Kind und Gesellschaft. 1-6 Uhr: Besuch des Kinderheimes in Dittersbach (Fahrt mit Autobus). Halb 8 Uhr: Elternabend. Vortragender: Dir. Konzai (Wien): Erziehung zur Wahrheit.

Dienstag, den 6. Jänner: 8-12 Uhr: Dir. Konzai (Wien): Elternvereine und Schulerneuerung. 2-5 Uhr: Dr. med. Theodor Gruschka (Aulfig): Aulfiger Fürsorge-Einrichtungen.

Die Teilnehmergebühr beträgt für alle Vorträge 30 K, Ausbilföhrer zahlen nur 15 K. Für den Besuch von Einzelsitzungen sind 5 K zu entrichten.

Der Elternabend ist für alle Eltern frei zugänglich.

Es wird nochmals aufmerksam gemacht, daß an den Vorträgen auch Nichtlehrer teilnehmen können. Die an den Schulen mit Beginn des Schuljahres 1930/31 geschaffenen Elternvereinigungen fordern von den Eltern, daß sie sich im höheren Maße als bisher mit Erziehungsfragen beschäftigen. Hier bietet sich den Eltern, besonders aber den Mitglieder der Elternvereine, eine günstige Gelegenheit, ihre Ansicht in Fragen der Erziehung zu äußern und zu vertiefen.

Bis jetzt haben sich bereits 80 Teilnehmer gemeldet, darunter solche aus Wahren und Schellen, Rindbergärtnern, Volks-, Bürger- und Mittelschulern.

Für Aulfig selbst ist die Abhaltung der Pädagogischen Woche ein kulturelles Ereignis. Der letzte Termin der Aufnahme ist auf den 1. Jänner verlegt worden. Auskünfte und Anmeldungen bei Josef Sudl, Aulfig, Dr. Billothe, Straße 20.

Vom Rundfunk.

Tretet dem „Freien Radiobunde“ bei!

Der „Freie Radiobund“ in der Tschechoslowakischen Republik ist eine Vereinigung von Radiohörern, die aus Arbeiter- und Angestelltenkreisen kommen. Der Zweck des Bundes ist die Förderung des Rundfunkwesens und dessen Ausbarmachung für kulturelle, wissenschaftliche und gesellschaftliche Zwecke. Der Bund vertritt die Interessen seiner Mitglieder bei den Behörden, er erstrebt die Mitwirkung bei der Zusammenstellung der Rundfunkprogramme und an dem Ausbau der Rundfunkorganisation will er eifrig mitarbeiten. Er bezieht seine Mitglieder über die Technik des Rundfunks, er unterhält Vorkurse und technische Lehrgänge und will seinen Mitgliedern beim Einkauf von billigen und guten Radiomaterialien behilflich sein. Er veranstaltet auch Ausstellungen aller Art. Sein technischer Beirat unterstützt die Mitglieder in allen technischen Fragen.

Wer Mitglied des „Freien Radiobundes“ ist, genießt nicht nur das Recht der Teilnahme an allen Verbandseinrichtungen, er steht auch im Gemische aller gesellschaftlichen Organisationen, die im Mitgliedsbeiträge von zwei Kronen monatlich eingerechnet ist. Sie gilt für alle Mitglieder des Bundes. Durch den Beitritt zum Radiobund erfolgt gleichzeitig auch die Beteiligung an der Versicherung. Sie dauert so lange, als die Mit-

gliedsbeiträge ordnungsgemäß entrichtet werden. Mit dem Austritt aus dem Verein erlischt sie. Die Versicherung wird zu folgenden Höchstsummen gewährt:

30.000 Kronen für die Verletzung, Beschädigung oder Tötung einer einzelnen Person.

100.000 Kronen für ein Ereignis, bei welchem mehrere Personen verletzt, an der Gesundheit geschädigt oder getötet wurden.

10.000 Kronen für Sachbeschädigung.

Die Versicherung deckt auch die Schäden, die durch Blitzegefahr entstehen. Ferner umfasst sie auch die gerichtlichen und außergerichtlichen Kosten der Abwehr des von einem Dritten erhobenen Anspruches. Das gilt auch dann, wenn eine Entschädigung an den Dritten nicht zu leisten ist.

So bietet der „Freie Radiobund“ seinen Mitgliedern große Vorteile, weshalb alle jene Arbeiter und Angestellten, die zwar Radiohörer sind, aber keiner Radiohörerorganisation angehören, aufgefordert werden, dem Bunde als Mitglieder beizutreten. Die einmalige Beitrittsgebühr beträgt 2 Kronen, der monatliche Mitgliedsbeitrag auch zwei Kronen.

Anmeldungen zum Bunde nehmen alle Ortsgruppenfunktionäre und die Geschäftsstelle des Bundes in Teplic-Schönan, Reiderstraße Nr. 1612 (Geschäftsleiter: Rudolf Rudi), entgegen.

Donnerstag.

8.00-8.30 Schallplattenkonzert, 12.01-12.05 Volkstanz, 12.06-12.10 Schallplattenkonzert, 12.30-12.35 Vortragsabend vom Nationalsozialismus, 12.36-12.40 Vortragsabend vom Nationalsozialismus, 12.41-12.45 Deutsche Bewegung, 12.46-12.50 Schallplattenkonzert, 12.51-12.55 Schallplattenkonzert, 12.56-12.59 Schallplattenkonzert, 13.00-13.05 Schallplattenkonzert, 13.06-13.10 Schallplattenkonzert, 13.11-13.15 Schallplattenkonzert, 13.16-13.20 Schallplattenkonzert, 13.21-13.25 Schallplattenkonzert, 13.26-13.30 Schallplattenkonzert, 13.31-13.35 Schallplattenkonzert, 13.36-13.40 Schallplattenkonzert, 13.41-13.45 Schallplattenkonzert, 13.46-13.50 Schallplattenkonzert, 13.51-13.55 Schallplattenkonzert, 13.56-14.00 Schallplattenkonzert.

Freitag.

8.00-8.30 Schallplattenkonzert, 11.00-11.05 Schallplattenkonzert, 11.06-11.10 Schallplattenkonzert, 11.11-11.15 Schallplattenkonzert, 11.16-11.20 Schallplattenkonzert, 11.21-11.25 Schallplattenkonzert, 11.26-11.30 Schallplattenkonzert, 11.31-11.35 Schallplattenkonzert, 11.36-11.40 Schallplattenkonzert, 11.41-11.45 Schallplattenkonzert, 11.46-11.50 Schallplattenkonzert, 11.51-11.55 Schallplattenkonzert, 11.56-12.00 Schallplattenkonzert.

Samstag.

8.00-8.30 Schallplattenkonzert, 11.00-11.05 Schallplattenkonzert, 11.06-11.10 Schallplattenkonzert, 11.11-11.15 Schallplattenkonzert, 11.16-11.20 Schallplattenkonzert, 11.21-11.25 Schallplattenkonzert, 11.26-11.30 Schallplattenkonzert, 11.31-11.35 Schallplattenkonzert, 11.36-11.40 Schallplattenkonzert, 11.41-11.45 Schallplattenkonzert, 11.46-11.50 Schallplattenkonzert, 11.51-11.55 Schallplattenkonzert, 11.56-12.00 Schallplattenkonzert.

Im Erziehungsheim für verwahrloste Jugend der Stadt Prag.

Von J. Reimann.

Das Erziehungsproblem der Jugend ist wohl zu keiner Zeit so schwierig gewesen als in dieser Nachkriegsperiode. Der Krieg hat das Familienleben zerrüttet. Während die Väter in den Schützengräben blühten und die Mütter in langen Fronten um einen Bissen Lebensmittel angeht, stand die Jugend unbeschützt da. Sie wandte sich ganz allein überlassen. Sie ist ein Wunder, daß nach dem Kriege ein derartiges Anwachsen der Kriminalität in den am Kriege beteiligten Ländern zu verzeichnen ist, kein Wunder, daß sich die Fälle, wo Jugendliche mit dem Strafgesetze in Konflikt kamen, in unglaublicher Weise mehrten.

Jeder Erzieher weiß, daß es schon unter normalen Verhältnissen von Haus aus „schwer

war. Die Anstalt beherbergt achtzig Burschen in verschiedenem Alter von 14 bis 21 Lebensjahre (die Aufnahmezeit ist das 18. Lebensjahr, doch kann ein Jüngling bis zum 21. Lebensjahr in dem Heime verbleiben).

Was für Burschen kommen nun in eine solche Anstalt und was sind die Gründe, Jugendliche hier unterzubringen? Es handelt sich durchwegs um solche Jugendliche, bei denen festgestellt wurde, daß die Familienerziehung nicht ausreicht, um sie zu brauchbaren Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft heranzubilden, also um Jugendliche, die selber schon irgendwas „angestellt“ haben, so daß die hohe Obrigkeit auf sie aufmerksam wurde. Dies wäre aber noch immer kein Grund, sie im Er-

zu der Anstalt gibt es eine Tischlerei, eine Schneiderei, Schuhmacherei, Buchbinderei, Gärtnererei, die Zahl der Handwerke soll um das Fächereinfache und die Tapeziererei vermehrt werden. Im Handwerk nimmt der Bursche die gleiche rechtliche Stellung ein wie jeder Lehrling bei einem Meister. Der Unterricht wird auch durch Meister und Lehrer erteilt, die Gesellenprüfung wird vor der regulären Junft des Handwerkes abgelegt, im Gesellenzeugnisse des Lehrlings darf nicht vermerkt werden, daß er das Handwerk in der Erziehungsanstalt erlernte. Die einzige Schwierigkeit besteht darin, daß der Bursche sich das Handwerk nur im Rahmen der vorhandenen Gewerbe auswählen kann. Es passiert nununter, daß eine Lehrling, der beispielsweise Fleischer draußen erlernte, nun noch einem Jahr „umfalten“ muß. Aber da ist leider kein Ausweg. Der in der Anstalt amtierende Arzt kann bei der „Berufsberatung“ bloß angeben, für welches der in der Anstalt gelehrt Handwerke sich der Jugendliche „nicht“ eignet, aber die freie Berufswahl ist bloß im Rahmen der in der Anstalt gelehrt Handwerke möglich. Zu vermerken wäre, daß in der Prager Erziehungsanstalt der Pädagoge, der Direktor, das entscheidende Wort hat und nicht die Administrative, wie es leider oft in vielen anderen solchen Anstalten für Asoziale der Fall ist. Die Burschen haben im vorigen Jahre um 110.000 Kronen Material verarbeitet, sich sämtliche Kleider allein erzeugt und es macht einen ganz hübschen Eindruck, wenn man in der Garderobe der Jungen achtzig nette Wintermäntel aus guten Stoffen mit warmen Kragen hängen sieht.

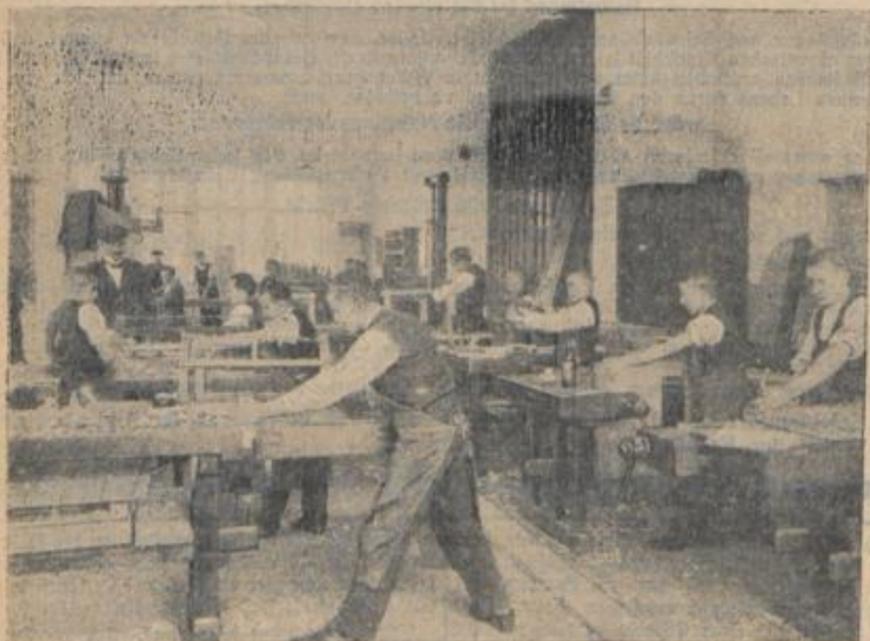
Fern von aller Schönfärberei, sah ich hier nirgend jenen Geist, wie er in vielen Strafanstalten herrscht, wo das Persönlichkeitsbewußtsein des Sträflings systematisch erschlagen und der Mensch zur Sklavennatur herangebildet wird. „Ich kann unsere Jungen, die wegen Diebstahls abgestraft wurden, ein paar Monate später sogar schon mit Geld auf die Post senden“, jagte der Direktor, „und es ist mir noch keiner durchgebrannt oder hat etwas veruntreut.“

Es gibt in der Anstalt keinerlei Gegenstände wie Religionsunterricht oder Morallehre.

Das Wort Moral hat für die Jugend nicht viel Verlockendes, ein solcher Unterricht mit bloßen Vorschriften wäre geeignet, eine Scheidewand zwischen Erzieher und Jungen aufzurichten. Wir lesen gute Bücher, zweimal der Woche haben wir Vorlesungen aus unseren Klassikern. Sonntag vormittags ist eine Ansprache, sonst ist Schule, die ganz nach den Prinzipien des Fortbildungsinstitutes für Lehrlinge geführt wird“, meinte der Direktor. Das Strafsystem der Anstalt beruht auf einer Klassifizierung der Jungen nach Gruppen. Wer in der „Strafgruppe“ ist, entbehrt manche Vorteile, die die anderen haben, er darf zu den Feiertagen nicht



Rechts der Bass — links der Tenor. Sie mühen sich aufs Beste; Trainieren Atmen, Stimme, Ohr Zum Sängerbundesfeste! 27., 28. und 29. Juni in Vodňany!



In der Tischlerwerkstatt.

erziehbare, widerpenntige Kinder“ gibt, die Eltern und Erziehern kummervolle Stunden bereiten. Der Krieg, die Nachkriegsmoral und die soziale Verelendung der breiten Massen des Volkes haben es nun bewirkt, daß Kinder, die unter normalen Verhältnissen wahrscheinlich ganz konfliktlos einen normalen Entwicklungsgang genommen hätten, „schwer erziehbar“ wurden und verwahrlosten. Man sehe doch einmal nur, wieviele floridische halbwegsige Suben in den Prager Straßen ihre Kaufsfallen und sonstigen Waren feilbieten, man gehe doch einmal an die Peripherie der Großstadt, um wahrzunehmen, wieviel moralisches Elend unter dieser unbeaufsichtigten Jugend herrscht, deren Eltern infolge der drückenden Verhältnisse gezwungen sind, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht in den Fabriken zu schuften — und glücklich sind, wenn es angesichts der herrschenden Wirtschaftskrise überhaupt eine Arbeit gibt!

Die Schuldfrage, warum es solche Jugend gibt, ist daher nicht in dieser, sondern zum größten Teil in den außergewöhnlichen Verhältnissen zu suchen, unter denen unsere Generation lebt. Kein Wunder auch, daß es in einer Großstadt wie in Prag eine ganze Anzahl Jugendlicher gibt, die durch ständige Konflikte mit ihrer Umwelt einer besonderen Führung bedürfen würden. In England ist man bereits so weit, daß man für die schulpflichtige Jugend, und für Kinder vom zartesten Alter angefangen, die sich als unentbehrlich erwiesen, in London eine Klinik eingerichtet hat, wo so ein kleiner Rebell unter der Aufsicht von Ärzten und Pädagogen auf seinen „Fall“ ein paar Wochen lang beobachtet und den Eltern dann Rat schläge gegeben werden, falls es sich um ein abnormales Symptom handelt, da man wohl unterscheiden muß, ob es sich um ein solches oder um eine ausgeprägte Persönlichkeit, Kinder, mit vielen Lebensenergien handelt, die bloß in eine richtige Bahn gelenkt werden müssen, um aus ihnen brauchbare Menschen im Leben zu machen. Bei uns befindet sich das Experiment, die schwer erziehbare Schuljugend einer klüßchen Beobachtung zu unterziehen, erst ganz im Anfangsstadium.

Dagegen besitzen wir für die schulentwachsenen Jugend vom 14. bis zum 21. Lebensjahre einige solcher Erziehungsanstalten, die Landesanstalten sind und sich in Grulich, Kostelitz und Opotany befinden. Diese Anstalten führen den wenig sympathischen Namen von „Besserungsanstalten für die Jugend“ — denkt man beim bloßen Hören dieses Namens meistens an Anstalten, die oft das Gegenteil bewirken. Die einzige kommunale Anstalt dieser Art besitzt die Stadt Prag in Kobylisy. Die Anstalt führt aber nicht den Namen einer Besserungsanstalt, sondern heißt „Erziehungsheim“ (Vychovatelna), welcher Name sicherlich richtiger und zweckentsprechender scheint.

Das Erziehungsheim in Kobylisy besteht schon seit dem Jahre 1883 und steht jetzt unter der Leitung eines Direktors, Herr Dolezal, der früher Lehrer an einer sogenannten Hüfischule

erziehungsheim unterzubringen. Die Schuld an der Verwahrlosung solcher Jugendlicher darf nicht in ihnen allein liegen, sondern es muß auch erwiesen sein, daß die sittlichen Eigenschaften der elterlichen Autoritäten zu geringe sind, um eine Gewähr dafür zu bieten, daß sie ihr Kind zu erziehen in der Lage sind. Nicht alle Burschen müssen schon mit dem Strafgesetze tun gehabt haben. Wie ich aus den Kammerakten feststellte, sind in der Anstalt in Kobylisy nur etwa 25 Prozent der Burschen bereits vor dem Jugendrichter gewesen.

In diesen Fällen handelt es sich in der Mehrzahl um kleine Eigentumsdelikte, um kleine Betrugsdelikte, in einigen Fällen Hang zur Landstreicherei. Sonst konnte man aus der Strafliste kein ernstlicheres Delikt konstatieren. Aber es handelt sich hier auch um Burschen, wo der Einfluß der Eltern eine sittliche Gefährdung für den Jungen bedeutet, also der Vater ein unverbesserlicher Tunichtgut, Verbrecher oder Alkoholik ist oder die Mutter einen leichtsinnigen Lebenswandel führt und die wirtschaftlichen Verhältnisse (das ist in der Regel der Fall ein Verbleiben des Kindes bei einem Partner der Ehe unmöglich machen. Die Eltern müssen sich, falls der Jugendliche aufgenommen werden soll, formell der rechtlichen elterlichen Gewalt über das Kind begeben und diese der Anstalt übertragen, also nach dem Gesetze mit der Internierung einverstanden sein.

Die Anstalt basiert auf dem Prinzip, diesen armen Burschen zunächst ein solches Standard in der Lebensführung zu geben, daß es der Junge in bezug auf Wohnung, Kost, Kleidung, usw. besser hat als in der Familie, in der er bisher lebte. Und das ist keine Phrasen. Bedenkt man, daß die Stadt Prag dieser Anstalt für 80 Jünglinge jährlich einen Regie- und Unterhaltsbeitrag von 900.000 Kronen im Budget festsetzt, was also etwa

11.000 Kronen pro Kopf des Jünglings

ausmacht, so wird man verstehen, daß es die Jungen in bezug auf das Lebensstandard durchaus nicht schlecht haben. Bedenkt man weiter, daß in der Anstalt für eine Reihe von Burschen, die mehr als 14 Jahre alt sind, eine eigene Schlafabteilung für jene anlegen mußte, die sich noch heute bei Nacht in diesem Alter befinden — eine Folge der Unterernährung der Kinder mit neuropathischer Veranlagung —, dann gewinnt man ein Bild, aus was für entsetzlichen, drückenden, sozialen Verhältnissen diese Armen gekommen sein mußten, und daß die anständige Lebensweise, die den Jungen gegeben wird, durchaus am Platze ist. Der Speisezettel ist reichhaltig, die Schlafäle mit Zentralheizung sind schön und luftig. Jeder Bursche hat mit einer mehrfachen Garnitur Kleider, Wäsche. Es gibt einen eigenen Badesaal mit Duschen, einen schönen Turnsaal, Spielplatz usw.

Jeder Jüngling wird in einem Handwerk ausgebildet.



Bei häuslichen Arbeiten.

zu Verwandten auf Besuch, wenn er solche hat, es werden ihm die Besuche eingestellt, der Theaterbesuch (die Jungen besuchen mit dem Direktor auch Musikvorführungen, Kino mit guten Programmen), sonst ist kein Unterschied. Eine Herabsetzung der Kost wird nicht praktiziert. Tagewache ist täglich um sechs Uhr. Arbeitszeit mit einschließlicher Schule acht Stunden. Die Körperstrafe ist leider zulässig, wird aber bloß im Falle des Entweichens gehandhabt, was bloß bei den Reulingen der Fall ist, denn das Bewußtsein, interniert zu sein, ist für die Jugend schon an und für sich eine Strafe.

Als großes Plus der Anstalt vermerke ich, daß sie im fortschrittlichen, nichtklerikalen Geiste geführt wird, wie leider noch viele Anstalten für Asoziale. Als Mangel der Anstalt habe ich hervor, daß bisher kein Verzeihnis in der Anstalt vorhanden ist, was aus den Jünglingen wurde und ob sich das System daher bewährt hat. Bis heute haben 1000 Jünglinge die Anstalt absolviert und wenn sich auch

hin und wieder einige mit Besuchen in der Anstalt machen, so besteht leider keine Statistik, was aus den Jünglingen später im Leben wurde, wieviele sich bewährten oder wieviele später wieder mit dem Gesetz in Konflikt kamen, abgeurteilt wurden oder sonst in der Gasse stranden. Und das wäre wichtig, wenn man die Frage beantworten wollte: Erfüllt die Anstalt ihren Zweck über das Bereich ihres schönen Gartens hinaus und hat die Erziehung in diesem Sinne, wie sie hier gehandhabt wird, Früchte getragen? Wie mir der Direktor mitteilte, arbeitet er an der Zusammenstellung einer solchen Statistik — ein Buch von 1000 Lebensgeschichten von Quisidern der Gesellschaft — und zwar will er diese Statistik mit Hilfe des Zentralbüroorgans der Stadt Prag zusammenstellen.

Wie bekannt, haben wir jetzt bereits den Entwurf eines neuen Jugendstrafgesetzes.

Weihnachten unter Palmen.

Von Hans Wejemann.

Den ganzen Tag haben wir auf der Roca Dornen gejagt. Halb verholzte Baumstämme liegen in der heißen Asche. Ein unerträgliches Gestank von Rauch und Verwesung liegt in der Luft. Fliegenschwärme fliegen über der Brandstätte. Und das seine Singen der Moskito ist die unaufhörliche Begleitmelodie dieses schweren Arbeitstages unter der mörderischen brasilianischen Sonne, der niemand entgehen kann. Am Nachmittag passiert ein Unglück. Willi wälzt einen Baumstamm um und wird dabei von einem Skorpion in die Hand gebissen. Wir breunen die Wunde zwar gleich aus und geben ihm reichlich Zuckerröhrenschnaps zu trinken. Aber der Arm schwillt bald an. Willi bekommt Schüttelfrost. Der Herzschlag setzt aus. Wir legen ihn in den Schatten und decken ihn zu. Dann sehe ich mich in Trab nach der nächsten Caboclo-Hütte, um Hilfe herbeizuholen. Beifender Qualm zieht durch die rissigen Wände einer erbärmlichen Schiffskiste. Vor der Tür wälzen sich zwei rändige Räter im Staub. Eine alte Indianerin rührt eine übertriebene Bräute über dem Herdfeuer zusammen. Gibt mir kaum Antwort. In der Ecke hocken zerlumpte Kinder, alle mit jenen gelblichen Gesichtern, die das Erbteil dieser malarieverseuchten Rasse sind. Vergebens machte ich der Alten in meinem besten Portugiesisch klar, worum es sich handelt. Erst als ich ihr einen Milreis vor die Nase halte, wird sie lebendig. Sie holt Kräuter und Zweige aus einem Reisighaufen, stopfte alles in einen Sad und humpelte dann mit mir los. Sie ächzte und hustete, spudt unermüdet. Raucht aber mit größtem Vergnügen ihre Kaffeebohnen. Die Sonne brennt. Die Moskito stechen. In den Spitzen der Majoren hocken verlorne Maskeiter und warten auf den fälligen Broten. Und ich verführe innerlich das ganze Brasilien, dieses gefährliche Land, dessen Sonne einem das Herz aus dem Leibe brennt und die Augen blind macht für alles andere in der Welt.

Willi fantasiert schon. Aber die Alte sieht ihm einen dunklen Trank ein und unweitelt den geschwellenen Arm mit einem breitarigen Gemisch von zerlauten Kräutern. Und richtig. Bald bricht ihm der Schweiß am ganzen Leibe aus. Er fällt in tiefen Schlaf. Wir wissen, daß er jetzt gerettet ist.

Nachher sitzen wir alle um ein kleines Feuer. Der Mate kreist. Keiner sagt ein Wort. Noch steht die Sonne hoch am Himmel. Aber es ist schon spät. Gleich wird sie untergehen und dann kommt die Nacht mit ihrem großen Schweigen, das alte Erinnerungen und die Sehnsucht nach dem fernem, alten Deutschland weckt.

Blötzlich sagt er: „Kinder, wißt Ihr, was heute für ein Tag ist!“ Keiner antwortet ihm. Wozu auch, wie sind gar nicht neugierig. Doch er läßt nicht locker. „Heute ist Weihnachten, das muß gefeiert werden.“ Jetzt heben wir alle die Köpfe. Der Gedanke an Weihnachten interessiert uns doch. Schließlich meint Adolf — er ist der Jüngste von uns und deshalb noch reichlich optimistisch — „Kinder, wir wollen gemütlich Weihnachten feiern mit Tannenbaum und Lichtern. Und natürlich auch mit Kuchen und einer Weihnachtsgans.“ Er verliert sich in ausschweifende Träume über die kulinarischen Herrlichkeiten, die auf der Weihnachtstafel seiner gutessenden Domburger Heimat zu stehen pflegen.

Ernst übernimmt die Organisation dieser Weihnachtsfeier. „Du, Adolf, gehst an den Fisch und fängst Fische. Voh Dich aber nicht von den Alligatoren schnappen. Ich gebe auf die Jagd und Du“ — diese Aufforderung an mich — „bleibst hier bei Willi, kochst Kaffee, besorgst einen Tannenbaum und deckst den Tisch.“

„Soll ich den Damast und das alte Silber auch nehmen“, frage ich freundlich, bekomme aber nur ein liebreiches „Alter Duffel“ an den Kopf geworfen. Die beiden ziehen ab. Ich dede Willi mit dem Moskito zu. Dann hole ich ein paar alte Margarineschichten und baue aus ihnen einen kunstgerechten Weihnachtskuchen. Als Tischdecke dient ein großes, rotkarierter Taschentuch, das Ernst im Noterbander Seemannshem einmal billig erstanden hat und auf das er ungeheuer stolz ist. Auch unsere einzige heile Tasse kommt auf den Ehrenplatz. Dazu unsere vier Blechteller, zwei abgedrochene Sabeln, ein schärftes Messer. In die Mitte als Tafellauch kommt unsere alte Petroleumlampe. Dann lege ich noch die gelben Blüten des Tulpenbaums als Tafelkranz daneben. Direkt nett steht der Weihnachtskuchen — in Berlin würde er einen expressionistischen Preis bekommen. Auch einen Tannenbaum finde ich: eine kleine Klatze wird gefällt, ihrer schärfsten Dornen beraubt und mit einem gelben Jigorettenband, das bislang als Schnürband diente, stimmungsvoll geschmückt. Wir haben nur noch eine einzige Kerze. Die kommt oben auf die Spitze. Das wird direkt 'ne Sensation, wenn die nachher brennt.

Nach einer Stunde kommen Ernst und Adolf von der Jagd zurück. Adolf hat in einer Keule zwei kopfnähnliche Fische gefangen. Während Ernst mit gut gespielter Gleichgültigkeit eine mächtige Trappe auf den Boden wirft. „Der schmeckt wie 'n Fasan“, am besten mit Weinfraut“, erzählt er mir, gerade so, als ob wir bei Kempinski säßen. Und dann geht es an die Zubereitung des Festmahls. Die Fische werden geschuppt und ausgenommen mit Kräutern gefüllt. Dann spielen wir sie an Holzstäben auf und rösten sie über einem schwachen

Feuer. Die Trappe bereitet Ernst selber. Nur das Kuppen hat er mir gnädig überlassen. Dann hole ich noch einen Bündel wilde Bananen und frisches Zuckerröhren. Auch der letzte Rest unseres Kaffees wird aufgebraut: Es ist nur einmal Weihnachten im Jahr.

Das Essen war gut und reichlich, nur schmeckte die Trappe nach Knoblauch und die Fische nach Tran. Auch hatte Adolf aus Versehen etwas Petroleum in den Kaffee geschüttet, der dadurch einen besonders pikanten Geschmack bekam. Als wir jedenfalls auch Willi eine Tasse Koffee einlöffelten, wurde er überraschend munter und protestierte mit beträchtlicher Energie gegen das „Deubelzeug“. Aber Adolf verjohnte alle durch einen Solovortrag von „O Tannenbaum“ auf seiner Mundharmonika. Geleitet durch unseren Beifall gab er dann noch „Stille Nacht, heilige Nacht“ zum Besten. Wir sangen alle mit. Selbst Willi sumimte leise das altvertraute Lied. Die einsame Kerze auf unserem Baum brannte langsam nieder. Nur manchmal zuckte die kleine goldene Flamme, wenn ein großer Taumelläfer oder eine jener grün-giftigen geflügelten Eidechsen in ihr Licht fiel. Der ferne dunkle Himmel mit einem unerhörten Gefunkel seiner unzähligen Sterne hing wie ein ungeheurer Theaterhorizont mit Bühnenlichtern über uns. Dunkel und schweigend stand der Wald: „A grande calma do Brasil — die große Stille Brasiliens“, sagte Ernst mehr zu sich als zu uns andern. Das Gespräch stockte. Wir dachten alle an das selbe: An Jugendglück, an ein Weihnachten mit Eis und Schnee und Kinderjubiläum und reich geschmückte Gabentische — wie unwiderbringlich das alles jetzt dahin war. Und dabei hatten wir nicht einmal ein Glas

Bier, um einen kräftigen Erinnerungsschlud zu tun. Das war das Aller schlimmste.

Wir wollten uns gerade in unsere Hütte zurückziehen, da hören wir in der Dunkelheit jemanden nicht schön, aber laut: „Vom Himmel hoch, da komm ich her“ singen. Im ersten Augenblick denken wir an eine Halluzination. Aber dann hören wir den Gesang ganz deutlich. Und gleich darauf tauchen an der Wegkreuzung Fackeln aus der Nacht hervor. Wir brüllen im Chor: „Hallo, Landsmann.“ Ein lautes Echo und einen Augenblick später schütteln wir die Hände mit ein paar großen, blonden Männern, die unverkennbar Landsleute und sogar aus der engeren Heimat sind. Es waren Kolonisten aus Curitiba, die neue Ländereien im Busch gekauft hatten und jetzt auf dem Heimwege waren, um Weihnachten noch zu Hause zu feiern. Als sie sahen, in welcher trübseligen Verfassung wir da saßen, nahmen sie uns einfach alle mit. Es ging ganz gut. Wir saßen eben immer zu zweien auf einem Maultier. Willi oder nahm ein hübscher Farmer einfach vor sich aufs Pferd. So ritten wir singend und rauchend durch die Tropennacht, bis wir an einer großen Pflanzung landeten, wo Hundegesbell und fröhliches Lachen die Nähe von Menschen verkündete. Dann saßen wir noch lange auf der Veranda, tranken Bunsch und rauchten kostliche Brasilizigaretten. Die Hausfrau aber setzte sich ans Klavier und spielte ganz leise und verhalten noch einmal die alten Weihnachtslieder für uns alle. Adolf brach als erster das feierliche Schweigen: „Nächsten Weihnachten feiern Sie alle bei mir, das wird noch viel schöner.“ Der Hausherr dankte für die freundliche Einladung. Aber dann mußten wir Adolf leider zu Bett bringen, er hatte nämlich noch mehr getrunken als wir. Noch im Bett sang er „O Tannenbaum“. Dann entschlief er endlich „selig lächelnd wie ein fetter Säugling“, wie Ernst bemerkte, der gerne mit seiner klaffenden Bildung kokettierte.

Weihnacht.

Von Josef Holbauer.

**Wunder von Bethlehem! Ach, wie viel tausendmal
Blüht du allstündlich aus bitterster Weibesqual!
Stuben der Armut, Heime des Leides in aller Welt —
Immer wieder werden sie holdesten Wunders Zelt:
Leben entspringt aus wandwehem Mutterschoß,
Menschensohn ringt sich aus Leide zum Leiden los,
Menschentochter in Stand der Geburt erwirbt
Kraft zu leidstarkem Leben, daß immer das Leben stirbt.
Stern gütiger Liebe in vieltausend Herzen blinkt,
Glüht im Herz jeder Mutter, die schmerz froh aufs Lager sinkt.
Malt glückhafter Hoffnung Bilder: daß ihrem Kind
Weniger hart und rauh die Pfade des Lebens sind . . .
Aber den Kindern der Armut nie anderes Los geschah,
Als daß ihr Weg sie führt nach Golgatha.
Stunde des Wunders öffnet die Pforte zum Wundenweg —
Leid zu Leid und Schmerz zu Schmerz gezimmert zum Steg!
Heime der Armut, allmenschlichsten Wunders Zelt!
Wenn ein neuer Stern euch in Werdenächten erhellt?
Wenn nicht Hoffnungen nur, auch Trotz und Wille aufglühn?
Nicht Liebe nur lächelt, auch Kräfte der Zukunft erblühn?
Geheiligt die Stunde, geweiht jede Nacht,
Da in Millionen Hütten Erlöser erwacht!**

„U Fleku.“

Das ist eine uralte Brauerei in Prag, mit Aussehen, verewigt im „Schweiß“ und kostens beleuchtet bei Kiemern. Zu Deutsch: „Beim Fled.“

Im Backstübchen ist kein Hinweis auf diese alt-schönwäurige Prager Sträße zu finden. Sie ist in die Reihe der Sebenswürdigkeiten nicht aufgenommen. Hier sitzt nämlich nur das Volk nach seines Tages gleichförmigem Ablauf, läßt sich das dunkle Bier schmecken und den lieben Gott einen guten Mann sein.

Durch ein weites Tor betritt man das alte Haus, über dem der fromme Wunsch zu lesen ist: „Gebet Gott Glück!“ Und eine Uhr hängt draußen, die eine Viertelstunde vorausgeht, wie auch die andern in den mit schwerem Holz getäfelten Gastzimmern. Eine seltene Erscheinung in einem Wirtschaftshaus.

Genieß war dieses geräumige Haus einst ein Kloster. Der Garten, von dicken Mauern begrenzt, wird ein Klostergarten gewesen sein. Kastaniendämme stehen drin, viele Fenster sehen in ihn hinein, ein gotisches Kapellengewölbe mit steilen Epitaphen ist einem Gebäudestück ein-gefügt.

Heute aber, wie schon vor Jahrzehnten, erfüllt kummendes Leben alle Räume und den Garten. Tausendköpfiges Volk sitzt hinter den Tischen, tausend Gläser mit schwarzem, appetitlich weiß gekümmtem Bier sind in Bewegung, werden gehoben, hingeseht, getragen, zugeschoben, tausend leere Gläser verschwinden im dunklen Schacht des Aufzuges, der in den Keller fährt.

Die Bedenlichkeiten, die einen beim An- blick einer so kompakten Masse trinkender Men-

schen überkommen, machen freundlicheren Ge- fühlen Platz, wenn man sich ein halbes Stünd- chen umgesehen hat. Wohl bleibt die Masse, aber die Individuen wechseln ziemlich rasch. Es gibt keine Betrunknen. Niemand wird einer unangenehm, aufdringlich oder abstoßend. Auch wird man so um es herum nicht patriotisch und macht keine Politik. Wenn schon vom Bür- germeister oder von den Deutschen geredet wird, so meint man es gut, und der andere nicht freundlich dazu. „Fröhlich sei mein Abendessen!“ nimmt sich der Stammgast vor, wenn er seine Abzug aus der Tische zieht: herrlich rosa schim- merndes Rauchfleisch, saure Gurken und dasten- des Brot. Wenn es hoch kommt, werden vom jungen Volk in der ehemaligen Kapelle Volks- lieder gesungen, nicht gerade con jorbino, aber auch nicht so, daß einer sich ärgern könnte, denn die Lieder sind sehr schön, melodisch und Volks- gut. Auch klingen selten Gläser aneinander. Man trinkt hier nicht gern an. Man vokalisiert für sich, bedächtig, andächtig und sehr friedlich. Man sagt „Guet Ehren“ zueinander und „Mit Erlaubnis“, und auch beim vierten Glase tut man mit dem Signachbarn weder familiär noch sonst verbandt.

Der „richtig geborene Prager“ ist Klein- städter, und als solcher wird er am Abend be- nützlich. Er will bei sich sein, was das Vorhan- densein vieler Gleichgesinnter nicht ausschließt. Während sein großstädtischer Mitbürger am Abend lebendig, angeregt und empfänglich für Anregungen und fremden Geist Gespräche sucht, Betrieb, Musik, Theater, Zeitschriften, Gerüche, Sensationen, will dieser nur den Rücken seines Tages den ruhigen Abschluß geben, den besche- denen Lohn. Darum liegt auch über dem Ge- woge der Leiber und Stimmen die Luft einer

unausgesprochenen Solidarität und inneren Einigkeit. Wer sich hier im Ton vergräbt, wird auf die Finger geklopft. Ganz ohne Aufsehen. Man ignoriert ihn einfach, und da steht er nun nackt und bloß und schämt sich. Wenn er wiederkommt, fügt er sich ein.

„U Fleku“ macht keine Reklame. Man sie- gar nicht brauchen. Es kommen täglich Tau- sende. Mehr Platz hat man nicht, und um es wird zugesperrt. Der es kennt, geht hin. Seine überzeugte und tiefe Freundschaft zum Flek hat keine lauten Worte. Hände sind ein Zweifel an der Qualität dieses Institutes: der tägliche Bil- der zu diesem Quell stiller Freude geriete nicht in Zorn. Er kniffe nur ein Auge zu, nicht fünfmal langsam und nachsichtig mit dem Kopfe und spräche mild: „pane . . .“ Das ist das großartige Plädoyer. Mit diesem „Derr . . .“ tituliert der Prager in solchem Falle auch seinen Bruder, seine Frau. Es drückt eine hoff- nungslose Distanz aus.

Der größte Teil dieser Menschen hier sieht keineswegs nach dem aus, was man im Oester- reichischen etwas verächtlich als „Zumper“ be- zeichnet. Die Jugend ist stark vertreten, und manch hübsches, ruhiges Mädchensicht fällt auf. Ein junger Monteur sitzt da, der heute ein Motorrad ausprobiert hat, verwegene, sym- pathische, mit hellen Augen, in denen noch das Kilometerfieber flirrt, wenn er erzählt, was der Motor hergegeben hat; Soldaten, deren sonnen- verbrannte Gesichter nach dem enlofen Übungsmanöcher sich jetzt allmählich entspannen; Mütter, die hier nicht flüden und schauern müssen; jüngere deutsche Angestellte, die sich unter diesen Leuten wohlfühlen.

Die Kellnerinnen gleichen in mancher Be- ziehung den bayerischen in dem oder jenem Präu. Sie sind so richtig, stink und reiß. Was ihnen an äußeren Reizen abgeht, ersetzen sie durch Sachlichkeit, und ihr Hang zu bündigem Ausdruck ist durchaus liebenswert. Denn Dienst ist Dienst, und der hier ist kein Spak.

Wie überall, wo das Volk ein Masse zu finden ist, kommen auch hier Hausierer mit den verschiedensten Dingen, freundliche Mütterchen mit Körben voller Kettische, eine Krone die Portion, das Salz ist umsonst, ein Bänder mit Schokoladenplätzchen, Zeitungverläufer, Frauen mit gefüllten Hefelmuffern und Salzbrezeln, ein Herr mit zwei Sonnenbrillen, ein Mann mit einem Elektrofierapparat, der achtungsvoll bestaunt wird. Es bilden sich immer Gruppen um ihn, wenn er den Keinen Apparat ein- schaltet. Da ist einer, der tapfer dreißig Volt durch seinen Körper strömen läßt, vierzig — rings wird schon Anerkennung gemurmelt; aber wenn der Induktionsmann auf fünfzig um- schaltet, dann flammst ein grünes Licht auf, und der Held muß berichten, daß er genug hat.

Auch Hunde gibt es zuweilen zu kaufen, im Hausierer. Leider erweisen sie sich manch- mal nachträglich als gestohlen.

Die Koffeinstunde wird pünktlich eingedal- ten. Da kommt die Polizei und schaut nach, ob auch alle fortgehen. Vorher aber geht sie erst mal in die Küche.

Wenn man auf die Straße kommt, merkt man gleich, daß das Verweilen unter so vielen braven Leuten seine Wirkung hat. Man mag sich gar nicht über die dicken stinkenden Wollen ärgern, die hinter den Autos herquirlen. In Prag darf nämlich der Wagenlenker den Aus- puff offen lassen, soviel er Lust hat. Aber man schimpft nicht. Wozu wäre man sonst beim Flek gewesen?

Alkoholfreie Festgetränke für Weihnachten und Silvester.

Auch die „Trockenen“ wollen auf den Silvester- punsch nicht verzichten. Aus den herrlichen, un- vergorenen Obstjassen, wie Apfelsaft, Traubensaft, Orangeade, Zitronade, mit frischem oder Büchsen- obst, brauen sie duftige, wohlschmeckende Festgetränke, die auch den Kindern ohne Schaden gegeben werden können. Hier einige Rezepte:

Alkoholfreier Silvester-Punsch. 3 Orangen in Scheiben geschnitten und der Saft von 2 Zitronen werden eine halbe Stunde eingezudert stehen ge- lassen, dann übergießt man sie mit 1½ bis 2 Liter dünnem, heißem Tee und gibt nach Geschmack etwas feingehackte Zitronen- oder Orangenscheiben und den nötigen Zucker hinzu. Dieser Punsch ist auch als kaltes Getränk mit Zuguß von 1—2 Flaschen Mineral- oder Sodawasser (dies besonders geeignet) recht wohlschmeckend.

„Gurry Up“. ½ Pfund Punsch, ½ Pfund amerik. 1 Tasse Wasser, 1 Tasse Zucker, einen halben Kaffeelöffel Gewürznelken, eine halbe Stange Zimmt. Alles langsam kochen, die Gewürze in Orangenschei- chen, bis ein würziger Sirup ist, dann Gewürze herausnehmen Sirup kalt stellen. Dann Orangeade nach Geschmack dazugeben. Falls nötig, mit Wasser verdünnen. Etwas Zitronen- und eine Tasse Kompoti- saft. Am besten Pfrirscheide.

Bier-Punsch. 1 Maßche Traubensaft oder Apfel- saft, ein Maßche Apfelsaft, Saft von 2 bis 3 Zitro- nen, etwas Tee, ein klein wenig Muskatnuz und einige Keifen, 6 frische Eier und ein halber Liter kochendes Wasser. Gewürze in kochendem Wasser an- geben und auspressen, dann ins Wasser alles übrige und mit der Schneerute rasch über dem Feuer schla- gen bis der Schaum sich hebt, ohne kochen zu lassen. Vom Feuer wegziehen und noch weiter schlagen unter Zufuß von etwas Fruchtstoff, wie Kirchen oder Pfefferbeeren.

Glühwein. 2 Teile Traubensaft, 1 Teil Wasser, etwas Zimmt und Zucker, bis zum Kochen erhizen und in gedämpfte Gläser füllen.

Bei der Verwendung von Gewürzen, Oran- geaden und Zitronaden entscheidet der Geschmack der Hausfrau, deren Phantasie bei der Erfindung neuer Mischungen keine Grenzen gesetzt sind.

Die heiligen Drei.

Eine Weihnachtslegende von Pieter Pott

Neben dem Argonnewald liegt Weihnachtsluft. Der erste Schnee ist wieder gefallen und hat sich in Nebelbällen aufgelöst. Die Aeder sind lockerer geworden, die Schollen weicher. Plötzlich stößt irgendeine Hand aus der lehmigen Kruste irgendeines Waffengrabes am „Toten Mann“, eine zweite folgt, eine dritte, vierte, fünfte und sechste — und schließlich stehen drei lopperige Soldaten in löcherigen Mänteln und zerfressenen Helmen um das Grabkreuz herum. Irgendein Weihnachtslied, ein „Noel-Noel“, irgendein „Stille Nacht, heilige Nacht“, irgendein „Christmas, Christmas“ hat sie aus ihrem Schlaf geweckt. Sie drücken sich die knochigen Hände, nehmen die Gewehre auf den Boden, die man aus Versehen mit ins Grab geworfen hat und marschieren los. Den Argonnewald entlang. Ein farbiger Engländer, er mag wohl einmal ein Jüder gewesen sein, ein deutscher Moskote und ein Poilu. Kaspar, Melchior und Balthasar aus dem Waffengrab. „Wo rennen wir eigentlich hin?“ — fragt Melchior, der Deutsche, „warum lauft ihr immer der Maas entlang, nach Norden zu?“

„Ich denke, wir gehen nach Charleville“, sagt Kaspar, der Franzose. „Erstens hat dort der deutsche Kronprinz jahrelang im Quartier gelegen, da gibts allerhand Erinnerungen an uns, an die große Zeit! Zweitens ist heute dort Denkmalerhöhung. Der Ministerpräsident ist selber da und hält eine große Rede auf uns, das Kanonenfutter im Waffengrab!“

„Gut so“, sagen die beiden andern, „Los! Sehen wir uns den Rummel an!“

Charleville. Am Marktplatz eine große „Fête nationale“, Truppenabsperrung. Parade. Denkmalerhöhung. Rede. Hoch auf das „befreite“ Gebiet. Die drei Muschikoten plagen gerade mitten in die Rede des Ministerpräsidenten hinein. Alles ist erstarrt und macht ihnen Platz. Der absperrende Offizier senkt den Kopf. Im Nu stehen sie im Mittelpunkt des großen Plazes. Drei arme Teufel in zerfetzten Köden und geflickten Mänteln und verbräunten Gesichtern ihrer Lagerstätte um sich. Die Festgemeinde schert das wenig. Der Minister hält seine Rede zu Ende und beglückwünscht die drei unerwarteten Gäste. Dann geht man sich zum Diner.

„Geben Sie den drei Leuten eine Suppe in der Küche ab!“ sagt der Ministerpräsident zum Küchenchef. „Sie sehen wirklich ganz ausgezeichnet aus! Ganz echt! Die Sache ist einen Teller Suppe wert!“

Die drei marschieren los, die warme Suppe im Bauch, durch Belgien hindurch nach Holland hinein.

Doorn.

„Ich muß unbedingt meinem gewesenen Kaiser eine kleine Visite machen“, sagt Melchior, der deutsche Soldat. Der Diener mit den goldenen Tressen betrachtet sie erst vorsichtig von oben bis unten, läßt sie aber schließlich durch, als Melchior zornig die Faust erhebt.

Der Kaiser ist leutselig zu ihnen. Gratuliert ihnen zu der ausgezeichneten Idee, einen Dezembermarsch ins gelobte Land zu unternehmen, ruft seine Familie zu einem kurzen Gottesdienst zusammen, erteilt ihnen seinen Segen und weist den Küchenchef an:

„Geben Sie den drei Leuten eine Suppe! Sie sehen wirklich ganz ausgezeichnet aus! Die Sache ist immerhin eine Suppe wert!“

Die drei marschieren los, die warme Suppe im Bauch, nach Deutschland hinein.

Berlin. Ein findiger Reporter hat die drei am Brandenburger Tor entdeckt und schleppt sie kurzerhand ins Reichspräsidentenpalais hinein. Sie wischen sich sorgfältig auf der Treppe die schmutzigen Stiefel ab, schlürfen vorsichtig über die dicken Teppiche in Hindenburgs Zimmer hinein, schlagen die Hosen zusammen, daß die eisenschlagene Abgabe klirren und melden militärisch:

„Drei Mann am Marsch nach Bethlehem!“

Der Präsident schüttelt ihnen kräftig die Hand, gratuliert ihnen zu der vorzüglichen Idee und gibt seinem Adjutanten die Anweisung: „Bitte sofort ein warmes Essen für die drei fremden Soldaten. Sie sehen ja mächtig verfrorren aus.“

Rom. Mussolini hört vom Anmarsch der drei Muschikoten, versammelt seine Miliz vor dem „ewigen Rom“, an der Via Appia und führt die drei mit großem Tamtam in die „Roma aeterna“ ein. Parademarsch. Präsentiergriff. Frontschreiten. Päpstlicher Segen. Ein Teller Suppe in der kaiserlichen Kantine und die drei marschieren nach Osten wieder zur Stadt hinaus.

Bethlehem. An der Grabkapelle findet eine gewaltige Feier unter der Oberleitung des Patriarchen statt. Er räselt mit seiner Limousine an. Andächtiges Volk staut zur Erde, wird gesegnet, lächelnde Gardisten in Sonntagsuniform reden die ordensbefahenen Brüder, die Konsuln der katholischen Staaten erscheinen mit ihren goldberockten Dienern und treten durch das niedere Pfortchen in die Basilika ein. Weihrauchschwaden, Chorgelänge und Kinderchöre:

„Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“

Die drei Muschikoten hören sich wortlos die Feiern an, von der Menschenmenge an die Wand gepreßt. Schließlich reißen sie sich los und gehen aufs Hirtenfeld, den steinigten Acker vor den Toren Bethlehems hinaus. Eine hüte elendster Sorte steht im Straßenrand. Sie treten ein.

Eine Frau liegt auf dem Stroh und windet sich noch im Müttertschmerz. Ein Kind kräht durchdringend in einem Futterrog. Ein Mann steht neben dem Fenster und bereitet sich am Herd sein kümmerliches Abendbrot. Ein Handwerker mit groben Händen und einem buschigen Kopf. Sie und da brummelt er zornig vor sich hin:

„Verdammt noch mal, so ein Pech, gerade jetzt!“

Die Soldaten setzen sich wortlos ins Stroh, leeren den Brotbeutel aus und fangen zu kauen an.

„Was macht Ihr hier?“ fragt Balthasar, der Engländer.

„D — meine Frau ist eben niedergekommen!“ sagt der Handwerker und stößt einen gewaltigen Fluch von sich: „Kein Arzt in der Nähe, kein Krankenhaus und kein Geld: Alle Hotels besetzt und Weihnachtsrummel in Bethlehem!“

„Ja, das kennen wir“, sagt Kaspar, der Poilu, „wir sind seit vier Wochen unterwegs und überall ist Rummel und Krach — und zum Schluß schiebt man uns immer in eine Küchenecke oder in einen Stall hinein!“

„So ein Hundeloch!“, flucht der Zimmermann aus Galiläa, so eine Parade! Die bietet man sonst nur in Kriegszeiten Euch armen Soldaten an!“

„Ja, das kennen wir schon!“, meint Balthasar. „Habt Ihr denn gar keine Windeln und Decken für den armen Wurm?“

„Rein!“ flucht Joseph, „uns hat das kleine Kind mitten auf der Reise überrascht!“

Da nehmen die Soldaten ihre Mäntel und ihre Waffentücher herunter und legen sie über das kleine Menschenkind, das in seiner Krippe vor Frost blau angelauten ist und vor Hunger schreit. Sie teilen die letzten Brocken mit den beiden armen Leuten und setzen sich wie gute Kameraden zwischen Mann und Frau.

Draußen plärren die Chöre und schreien die Bässe: „Friede auf Erden — Gloria in excelsis uho. usq.“ —

„Das kennen wir schon!“ brummt Kaspar, Melchior und Balthasar.

Einer zieht eine Note aus seinem zerfetzten Mantel, ein anderer eine Marina und dann schwingt durch die elende Parade mit Pfeifen und Quietschen ihr Weihnachtslied. Um Mitternacht aber geben sie dem Mann und der Frau zum Abschied die Hand.

„Wir müssen los! Wieder in unser Erdloch hinein!“

Sie stapfen leidend über den Hirtenacker und während sie sich unter irgendeinem Staud Land zur Ruhe legen, zerflattert über ihren Knochen ein letzter Felsen der Weihnachtsmelodie.

Der Festbesoldete.

Von Nhedo.

Sechs Kinder und die Frau im Wochenbett, Verweilt und in den müden Augen Fieber. Vor Jahren, ja da war sie noch ganz nett. Jetzt ist sie abgehört und wird schon fett. Und ihre Augen werden immer trüber.

Im Amte Ueberstunden und Verdruß Und abgebaut wird fast in jedem Jahre. Kommt er spät heim, empfängt ihn kaum ein Gruß.

Alles, was er tut, ist Pflicht und Muß Und was sich mehrt, sind nur die grauen Haare.

Er vegetiert, weil er nicht anders kann Und ist verkehrt, weil er nie leben konnte. Er ist ein Angestellter und kein Mann Und nur zu Hause ist er der Tyrann, Weil es sich anders nicht zu leben lohnt.

Und was er zeugt, das wächst und wird wie er. Verchrumpft in dumpfen Winkeln und im Schatten.

Und schleppt sich durch das Leben bleiern schwer, Ein Teil von jenem müden, strammen Heer In der Welt der Reichen und der Satten.

Schnee! Schnee!

„Na, endlich!“ sagen die Wintersportler. Es hat geschneit, was nur so das Jeng hielt. Als man den Bergspizel von der Nase zog, war draußen alles weich und weiß eingedeckelt. Die vielgeschwungenen Äste der Bäume haben sich gebogen und sind mit ihren Schneelasten weit über ihre Dimensionen gewachsen. Man wußte ja schon fast nicht mehr, wie ein richtiger Schnee aussieht. Run liegt er da. Frau Holle hat ausgiebig die Betten geschüttelt und wir verfolgen mit gemischten Gefühlen neue tänzelnde Floden, die der Wind an die Fensterscheibe klebt.

Schnee! Da ist die Jugend Hahn im Korbe. Schreiend stürzen einige Kaugen durch das Hofitor. Die vordersten folgen sich auf der weißen Decke, während die andern mit hochroten Backen prüfen, ob er auch „Nebt“. Knallend lauft der erste Schneeball gegen den hölzernen Fensterladen einer Spezereihandlung. „Ha! Ha!“ Das macht Spaß, wenn die „Funken“ sprühen. „Fu! Fu!“ Die Frieda wird „ingerieben“ und da ihr Mantel noch einen kalten Brocken enthält in den Hals schießt, rennt sie durch, um neben dem Briefkasten ein „Munitionsdépot“ für den Revanchekampf zu errichten! „Ha! Ha!“ Wie sich da die Alten freuen, die von der hohen Barre ihrer Fenster aus das lustige Treiben der Jungens beschmuuzeln. „Das ist wieder so etwas für die Bubel!“ merkt ein dickelbiger Herr, dem vor Laichen die Tränen von der Nase laufen. „Jetzt haben sie ein Leben, die Kleinen — und Bewegung ist gesund. Ich muß heut noch schauen, was wir alles getrieben haben. Das war halt auch eine Zeit! Und wenn —“

Bäh! Der Rest wird mit einem riesigen Schneeball zugedeckt, mit einem von der Sorte, der etwas länger wie gewöhnlich gedreht und gefnetet wurde. Mitten aufs Maul! Der dicke Herr gurgelt, schnauft und spuckt. Die neue Meereshumpfe liegt in der Dachrinne. Krebsrot vor Zorn steigt dem gemüthlichen Dicken der Ramm. „Euch soll doch — Ihr Eundebande — — Ihr miserablen! Der Teufel soll Euch holen, wenn ich Euch erwisch!“ Der dicke Herr sucht seine Meereshumpfe und schimpft auf die Republik, deren „verrottete“ Jugend mit Schneebällen schmeißt.

Schnee! Die Schienen der Straßendahn sind verschlungen. Ununterbrochen ertönt das laarrende Klingelzeichen des Triebwagenführers, der in langsamer Fahrt sich freie Bahn schafft. Eine alte Frau zieht leuchtend ihren Handwagen über das Geleise. Beinahe hätte der Straßenzug das Hinterrad erwischt. Der verdammte Schnee! Man rutscht, hat keinen festen Stand und kommt schon gar nicht vorwärts. Die Frau muß ihren Karren bergauf ziehen. Es geht nicht. Als wäre der Wagen mit Blei beladen, so zieht er nach rückwärts. Die Frau trampelt, kratzt die Füße, um den Stützpunkt für die Stiefelsohlen zu vergrößern. Eine groteske Figur, über die verschiedene mühsige Zuschauer lachen. „Da braucht man bloß ein wenig Sand hinstreuen, dann kommt gleich Dampf dahinter“, bemerkt jemand kritisch. Die Kritiker disputieren. Vielleicht erwarten sie von der Frau, daß sie sich das Genick bricht, weil sich niemand rührt, weil niemand auf den Gedanken kommt zu helfen.

Schnee! Da und dort vernimmt man bereits ein leises Kläffen. Die Schritte auf der weißen Schneedecke werden jetzt tappend und kläffend. Es ist nicht alles Schnee, was glänzt. An verschiedenen Stellen sammelt sich grauer Schmutz, durch den die Kinder Rodelschlitten schleifen. Temperatur und Schneehausfächerkolonnen arbeiten an seiner Vernichtung zum Leidwesen der Schlittensfahrer und zur Freude des mit dürftigem Schutzwerk ausgerüsteten armen Teufels. Karl Siohc (Nürnberg).

Zwiegespräche unterm Christbaum

Im Salon — und in der Mansarde.

Das Konto in der Bank.

Sie: „Mann, Du bist wahnsinnig! Das ist ja fabelhaft... Aber ich hab' es mir ja gedacht, daß Du mir dieses Kollier bringen wirst... Ah, es ist ja noch viel fabelhafter, als es in der Ausgabe ausah... Aber, Willy, so viel Geld...“

Er: „Also, bitte, darüber nicht reden...“

Sie: „Rein, Du bist zu nobel... Es war doch angepreis... 28.000 Kronen!“

Er: „Aber, Kleines, das ist doch wirklich nicht so arg! Die Bank hat uns fünf Direktoren diesmal je 100.000 Kronen Remuneration gegeben. Und schließlich ist Schmutz immer noch die beste Kapitalanlage...“

Sie: „Ach, so...“

Er: „Du, Lore, das war jetzt läßlich von Dir! Ich meinte doch die Zinsen, die ich mir bei Dir hole.“

Das Konto beim Fleischerhauer.

Sie: „Du, ich freue mich riesig mit den Schuhen und den Handschuhen. Aber weißt Du, Du bist eigentlich leichtsinnig. Es wäre mir den alten noch ganz gut gegangen.“

Er: „Ja... hast Du Dir etwas anderes gewünscht?“

Sie: „Rein, Paul, ganz gewiß nicht. Aber sei Du nicht böse, daß ich Dir nicht mehr als die armfellige Wolle stecken konnte.“

Er: „Aber, Frau, ich weiß doch, Du hast sicher Deinen letzten Heller dafür ausgegeben. Und ich brauche sie ja so notwendig, draußen, am Bau...“

Sie: „Ja. Aber jetzt wird noch mehr gepart. Weißt, wenn Du jetzt die Arbeit behältst, und bitte, auf Dein Glas Bier verzichtest, dann können wir vielleicht im Frühjahr die Nähmaschine aus dem Verkauf holen. Dann werde ich wieder tüchtig mithelfen können und wir können bis zum Herbst den Fleischer und den Schuster abbezahlt haben...“

Der Wagen.

Fabrikant: „Kindchen, mir scheint, Du bist von Deinem Weihnachtsgeld etwas enttäuscht...“

Die Tochter: „Aber, Papa, es ist ja unendlich viel, Du hast mich ja wieder so reich beschenkt! Bei diesen schlechten Zeiten...“

Fabrikant: „So. Du bist also zufrieden? Nun, ich habe noch eine Kleinigkeit für Dich, die konnt' ich aber nicht gut unter den Baum legen.“

Die Tochter: „???“

Fabrikant: „Ja, da mußt Du Dich einen Augenblick mit mir hinaus bemühen.“ (Sie gehen aus der Villa und draussen fällt die Tochter dem Vater um den Hals, angelehnt an einen neuen, funkelnden, prachtvollen Mercedes-Wagen.)

Ein anderer Wagen.

Arbeiterin: „Na, wie geht's heute, Vater?“

Der Vater: „Gut, Marie. Ihr habt ja wieder so schön an mich gedacht... Wenn ich nur wieder laufen könnte! Ich will Euch ja den heiligen Abend nicht mit meiner Raunzerei verderben... aber immer hinterm Ofen sitzen... damals, als die Geschichte im Schacht war, sagte der Doktor, in einem Jahr werde ich wieder hinaus können...“

Arbeiterin: „Hab' nur noch Geduld, auch das wird wieder kommen. Aber hinaus sollst Du schon bald... Karl!“

Karl geht nebenan und schiebt gleich darauf ein Rollmögelchen durch die Tür, zum Christbaumtischchen hin, neben dem der Vater sitzt. Der findet keine Worte und drückt der Tochter und ihrem Mann die Hand.

Aktiviera.

Der Herr Gemahl: „Also, Schagi, was freut Dich denn eigentlich am meisten?“

Die Frau Gemahlin: „Na, natürlich das Billett nach Nizza, und was zwischen den Seiten lag! Du Güter!... Aber, Manne, Du mußt mitfahren! Wann fahren wir? Ich bin für Silvester. Das könnte doch ganz entzückend sein, einmal Silvester feiern im Speisewagen und dann... Schlafwagen...“

Der Herr Gemahl: „Kein schlechter Einfall. Aber das geht wirklich nicht. Weißt, Liebes, ich habe gleich nach Neujahr eine wichtige geschäftliche Zusammenkunft. Du, da schaut was heraus. Dann fahre ich Dir nach und bringe Dir für da unten einen neuen Frühjahrspeitz mit.“

Arbeitslos.

Die Frau: „So laß doch den Kopf nicht so hängen, Mann! Warum hast Du aufgehört, zu essen?“

Der Mann: „Laß doch, Anna... nein, ich weiß, Du meinst es gut... Aber was wird nächste Woche sein?“

Die Frau: „Du... Du wirst sehen, nach Neujahr wird wieder angefangen...“

Der Mann (lacht gequält auf): „Ich war heut' drüben und bei der Gewerkschaft... Keine Spur von Arbeitsaufnahmen... und der Schubert hat mir gesagt, daß bei Blum & Kottler nach dem Ersten auch eingestellt wird...“

Die Frau (nach einer Pause, steht auf, räumt die Speisen vom Tisch, ihre Hand berührt leicht die Schulter des Mannes): „Ja, das sind Weihnachten...“

Bei Generaldirektors.

Der Herr Direktor: „Aber, Burschi, Du hast Dir das Schönste, das Dir das Christkind brachte, noch gar nicht angeschaut! Sie doch mal, diese herrliche Festung mit den Türmen und Lanzen und Kanonen! Und diese blauen Infanteriesoldaten und die rote Kavallerie! Gefällt Dir denn das nicht?“

Der Bub: „Ach, doch, Papa! Birst Du dann mit mir Krieg spielen?“

Der Herr Direktor: „Na, selbstverständlich, mein Junge.“

Der Bub: „Oh, wie fein! Aber ich bin der Festungskommandant...“

Der Herr Direktor: „Abgemacht, und ich bin der Franzose, der die Festung angreift.“

Der Bub: „Papa, warst Du im wirklichen Krieg?“

Der Herr Direktor: „Rein, ich war in der Fabrik unentbehrlich.“

Beim Kriegsinvaliden.

Der Invalide: „Heut' vor fünfzehn Jahren, da sind wir in den Karpathen gelegen...“

Der Bub: „Damals... Batti... damals hast Du...“

Der Invalide: „Ja, mein Junge, damals habe ich noch beide Beine gehabt...“

Der Bub: „Warum bist Du denn in den Krieg gegangen?“

Der Invalide: „Weil man uns gezwungen hat.“

Der Bub: „Aber jetzt wird's nie mehr Krieg geben...?“

Der Invalide: „Wenn die Arbeiter stark genug sind. Sonst... mein Junge... wirst Du auch einmal hinaus müssen... und dann... vielleicht... (schaut auf seine Prothese und die Beine seines Kindes).“

Friede auf Erden... und den Menschen ein Wohlgefallen...

Weihnachten in Paris.

Réveillon in Belleville und auf Montparnasse. — Die Witternachtsmesse als Gesellschaftsereignis. — Elektrische Märchen. — Das Theater der jüngsten Generation. — Das frühliche Spiel des lustigen Luftkrieges. — Gasmasken als Weihnachtsgeschenk.

Paris, im Dezember 1930.

Hinter dem Nebelvorhang, der seit Tagen über Paris gefallen ist, bereitet ein geschäfter Regisseur Verwandlungswunder vor. Für die Weihnachtsvorstellung der Großen und der Kleinen. Denn von den feudalen Bäumen der Etoile bis hinauf zu den engen Winkelgassen der Arbeitsviertel der Belleville rüstet sich Paris zum

Réveillon.

Das wird so werden wie jedes Jahr: vor zwei Wochen schon begann die großen und die kleinen Restaurants, die „boites de nuit“ des Montparnasse und des Montparnasse, die bürgerlichen Abfütterungsanstalten der Boulevards und die „bistros“ von Grenelle bis zur Montmartre mehr oder weniger farbige Plakate auszuhängen, auf denen sie die verlockenden Réveillon-Menus ihren sehr oder minder anspruchsvollen Kunden vor Augen und Nasen hielten. Auf keinen Fall natürlich die traditionelle „dinde“, die gefüllte Truthenne, ohne die sich der Pariser seinen Weihnachtsschmaus nicht vorstellen kann. Réveillon, der vorabend vor Weihnachten, ist der Tag, an dem der Solideste sich vornimmt, unsofort zu werden, an dem der Arbeiter seine Groschen sechsmal zählt, um zu errechnen, ob er mit Frau und Kind und Kegel sich in die ausgedehnte Hinterstube des nächsten Wirtes begeben kann, bei dem er für gewöhnlich abends von der Heimkehr seinen Stroh-Appetit geniesst, um sich dort einmal ein Abendessen vorsetzen zu lassen, das — aiel, schreibt die ganze Bande der Kleinsten in Vorahnung der wochenlang extraumten Lederbissen —, hört und staunt, drei Gänge aufweist. Er rechnet und rechnet und kann es sich vielleicht leisten. Denn in diesen kleinen Gassenweiden ist die „dinde“ noch nicht zum Luxusobjekt geworden, und der Glaube, unterstützt von den Koch- und Verwandlungskünsten der Frau Wirtin, läßt auch hier Seligkeit unwiderstehlich entstehen. Vier Trüffel in ein ganz ordinäres Godeurhuhn gepackt: den Rest liefert die schon mitgebrachte Stimmung, die über dieser Massenauflösung schwebt, welche von Montrouge bis Clignancourt, wenn der große Weihnachtsbaum der Stadt alle seine Lichter in die Dezembernacht funkeln und flackern läßt. Zweihundert, dreihundert, vierhundert Franken pro Kopf meiden die kleinen diskreten Speisefarten vor den vornehmen Nachtcafés, und „Besetz und längt reserviert!“, erklärt der Türhüter in Kostentrüffel, welcher die den Autos entsteigenden Gäste schnell und diskret zu mustern versteht.

An diesem Weihnachtsabend wird „gerupft“.

Und überall. In den meisten Theatern, die bereits einige Wochen voraus den Réveillon-Vorverkauf eröffnen und die Eintrittspreise verdoppeln. Und natürlich auch in den Kirchen, in denen die Witternachtsmesse, wie für gewöhnlich in der Madeleine, der Saint-Sulpice, der Notre-Dame, mit großem künstlerischem Aufwand gelesen wird. In gewissen Gesellschaftskreisen, die sich jahresüber in andern Tempeln sehen lassen, gehört auch dies zur Tradition: mit vollgestemmtem Magen sich das Witternachtskonzert auf einem etwas unbequemen Kirchensitz anzuhören. Der heidnisch-christliche Tempel der Madeleine sieht an diesem „Christabend“ einen Toilettenprunk, wie sonst nur die große Oper an den Gala-Abenden. In der Sakristei schneidet der Künstler die Bonnetenbündel. Zehnpfunde zu zwei, dreihundert Franken sind auch hier die Regel. Draußen vor dem großen Portal treiben Geschäftstüchtige, die sich den „Vorverkauf“ zu sichern verstanden, mit den Eintrittskarten Schleichhandel. Die Zusatzkommenden, das wissen sie, überbieten sich in den Preisen. Das wäre noch, wenn Manon, die „poule de luxe“, die sich ein Logenabonnement im Opéra leisten konnte, heute das „mimit chrétien“ nicht hören könnte! . . .

In drei Tagen ist Weihnachten . .

Schon seit vielen Wochen hatte die Mutter jeden Samstag von des Vaters Lohn eine Krone weggelegt. Wohl hätte sie gerne mehr genommen, aber in dem Laden, wo sie eintraf, zahlte sie zwei Prozent Dividende und da fehlte noch mancher Krone daran, um die Schuld zu gleichen. Doch es war etwas, und der Mutter legte es Glaube und Kraft hinein, daß es noch eine Hoffnung geben durfte. „Ach Kinder!“ Ja, wenn sie sie so anblickte, ihr drei Würmerlein, stieg ein unlagbares Weh der Muttergüte in ihr empör, und sie mußte dennoch lächeln: Ja etwas, etwas wird es schon bringen! Und sie schaute heimlich in die Schattensker und fragte sich: Was wird das kosten? Und die Freude in ihr meinte:

„Nicht viel.“
Weihnachten! Die tausend Sachen, herrlicher Weihnachtsmarkt. Gestalten huschen wie Geister durch die Reihen, und wieder, ehe man es bedenkt, hält eine ausgestreckte Hand, das schönste Kleiderstück, die schönste Spielsache vor die Augen. Die Luft zu kaufen blendet einen. Ob man sich besinnt? Nein doch, wir haben nicht das Geld! Zögernd scheidet die Mutter.

Draußen an der anderen Seite, wo die Christ-

Nicht seine Schatten, wohl aber seinen Lichtglanz hat dieser Festabend schon lange vorausgehört.

Zwei Elektris erzählt Märchen.

Seit Wochen schon, den Pariser Kindern. Und die Kleinsten, die zwischen zwanzig und sechzig, staunen oft am meisten. Die Fassaden der großen Kaufhäuser, im allergrößten Stil jene des Louvre und der Galeries Lafayette, wurden vom sechsten Stockwerk bis fast herab auf den Boden mit einem komplizierten Gewirre von elektrischen Birnen bedeckt. Der Eiffelturm, der immer noch seine Citroën-Lichtreklame in den Nachthimmel speit, erhält während dieser Weihnachtswochen Konkurrenz. Mit Hilfe dieser Glühlampen werden ganze Theateraufführungen vor die sich zu Hunderten stauenden Schaustüchtigen gezaubert. Seltsame Schauspiele. Da betrachtet sich vom hohen Turm ein Astronom die zudenden und zappelnden Sternbilder und den aufgehenden Mond. Da schießen sonderbare Kanoniere in diesen Mond, der dafür Spielzeug auf die Erde speit, direkt hinein in die blühenden und blühenden Weihnachtsauslagen des Louvre, die ebenfalls, wie jene der andern großen Kaufhäuser, während dieser Tage selbst am lebendig sind. Hier ist eine Szene aus dem Urwald, die ganze Jahrhundertfeier in Algerien, und dort ein tragikomischer Unfall auf dem Eiffelturm zu sehen. Ueberaus bewegliche Puppen sind die Schauplayer: ein feiner, verstedter Mechanismus steckt in ihren Körpern. Polizei aber muß ständig auf den Beinen sein, um den Aufmarsch der Passanten vor diesen Schaustüchtern zu regeln. Die Kinder erhalten dabei davon erzählt. Ihnen diese Herrlichkeiten, die für sie ausgedreht werden, zeigen zu wollen, hieße leichtsinnig ihr junges Leben gefährden. Für die ihnen von den Alten geredete Freude erhalten sie in den gleichen Kaufhäusern Entschädigung. Gratisvorstellungen während der ganzen Weihnachtswochen! Welch ein Seitenlärm immer noch auch unter den Verdöhltesten, die nun in Paris nicht nur ihr eigenes

Kindertheater.

„Le Petit Monde“, in dem die ganzen Vorstellungen von Siebenstundochs gegeben werden, nicht nur ihr eigenes Kinderkino, „La Lanterne magique“, sondern nun seit kurzem auch ihr Musik-Hall besitzen, um hinter ihrer Zeit von den Windeln auf nicht zurückzubringen. „La boîte à jonglerie“ nämlich. Aber wenn Hauskapitel, der ewigjunge, einen Vorkriegsgedanken mit Stiefeln und Schnüren und Schnauzbart solid vermöbelt, ist das immer noch drohlicher, als wenn eine kleine Baby-Tänzerin ihre kindertunselnen Weichen schwingt. Und das Lachen ist sicher auch gesünder. Vielleicht würden diese verwöhnten kleinen Prinzessinnen und Prinzen, die man im Hochsommer, gouvernantentbewacht, im Luxembourg und den Tuilerien nie ohne weiße Handschuhe spielen sieht, eine gleich übermütige Weihnachtstunde empfinden, wenn ihre um die Preise wenig bekümmerten Pappas und Mamas genau so wie jene Arbeiterfrauen, rechnend, rechnend und immer wieder rechnend, die Schenkefreude sogar im voraus vergallt durch die immer bedrückenden Geldsorgen des Alltags, die mächtigen Verkaufsstände umstehen würden, welche die meisten großen Kaufhäuser gleich im Erdgeschoß eingerichtet haben und an denen ein unheimlicher Massenabfluß des allerbilligsten Spielzeugs erfolgt, das dort von einem bis zu fünf Franken kostet ist. Ganze Kucheneinrichtungen, ganze Werkzeugammunition zu drei, vier, fünf Franken. Etwas stark auf den Schein eingestellt, gewiß. Wie aber werden die Augen der ärmsten der Bubens und Mädels strotzen am Weihnachtsmorgen, wenn sie sich in halber Finsternis noch zu den am Kommi bereitgestellten Schreben schleichen und feststellen, welche Herrlichkeiten ihnen „Père Noël“ gebracht hat. Die Freude dieser Niederverwöhnten wird in ihrem Ausbruch größer und anhaltender

der sein, so eintagsflüchtighaft dieses Spielzeug auch sein mag, als jene der kleinen Prinzessinnen und Prinzen, die diese komplizierten elektrischen Bahnen, die bis zu einem Tausender kosten, diesen Autos mit allen „Schiffen“, wie Pappas Auto sie aufweist, diese „Flieger und diese mechanischen Baukästen, mit denen man Brücken und Maschinen bauen kann, auf den wohlgedeckten Gabentisch gestellt erhalten.
Vielleicht sind es auch

Kriegs-Spielzeuge.

die allen propagandistischen Bemühungen pazifistischer Frauenvereinigungen, die seit Jahren auf diesem Gebiet einen lobenswerten Feldzug begonnen haben, zum Trost, noch nicht aus den Spielzeuggelagern verschwunden sind. Wie schade, daß neben den herrlichen Charakterpuppen, die heute von Kunstlerhand entworfen sind, daß neben diesen allerlustigsten lachenden und weinenden und grollenden Hunden und Bären und Affen, neben den Kik und Rac, den Wicken und Ronnpappas, häßliche und härbeißige Soldaten zu sehen sind. Gasbomben und kleine gasförmige Unterstände haben wir zwar noch keine gefunden; aber „Trommel, Säbel und Gewehr“ werden bereits prachtvoll ergänzt durch komplette Marschallsuniformen und Frontausrüstungen, durch großkalibrige Kanonen und das Maschinenengewehr mit den gegen Ladebenimmungen garantierten Ladestreifen. Wir übertreiben nicht. Hier sind die Objekte, mit denen der Heldengeist der aufwachsenden französischen Jugend weitergezüchtet werden soll. Und leider tauchte noch kein gegen diese Zuchtung des offiziellen Sentiments Protestierender auf, der an diesem von einem eigens dazu bestellten Verkäufer vordemonstrierten „neuesten Gesellschaftsspiel für Kinder und Erwachsene“ und den ganzen Schachtelhügeln, in denen diese Verirrung eines Karren schlaumert, seinen gerechten Vandalismus ausgetobt hätte. Dieses „neueste Gesellschaftsspiel“: drei Flieger, die ein Dorf bombardieren; die Häuser spielen die Rolle der Kisten eines Rouletts; die Fliegerbomben sind kleine Stahlkugeln, die es in die Häuser und Kirchen zu dirigieren gilt. Das lustige Fliegerbombardierungsspiel! Das heitere Spiel des frisch-fröhlichen Luftkrieges! Wie herrlich und aufmunternd doch das Handelslatzchen der Kinder klingen muß, wenn unter wohlgezieltem Wurf die Abwurfklappe eines der Flugzeuge sich öffnet, und beng-beng-beng, die kleinen Bomben niedertrömmeln, auf Kirche, Schul- und Jugendhaus. Vielleicht können hierdurch gewisse Abneigungen gegen das Schulhaus abgeköpft werden. Sicher ist, daß der geniale Erfinder dieses Spielzeugs nicht morgen erst ins Jahnhäus gehört. Und mit ihm der Fabrikant, der diese wunderbare Cocktail-Services serienweise für die kleinsten Damen der besten Gesellschaft herstellte. Allerdings: wenn das Bräuerchen Dörfel bombardiert und mit dem ladebenimmungslosen Maschinenengewehr auf seine Puppen schießt, darf das keine Räder auch den Zäher schwingen, genau wie Mama, die ihr Cocktail-Mädchen, das diskrete Symbol einer in Liqueur-Mischungen „sublimierten“ Völlerei der obren Jehntausend, als Weihnachtsgeschenk erhielt!

Wie um so viel humaner klingt doch hiergegen das verrückte Weihnachtssiniferat, das dieser Tage im „Chasseur Français“ zu lesen war, und das

eine Gasmask als nützliches Weihnachtsgeschenk

anempfahl. Gasmasken! war als aufreißendes Stichwort zu lesen. Und darunter sah man einen einem Wildschwein gleichenden jungen Mann, der die Maske aufgestülpt hatte die — den um die Nützlichkeit eines Weihnachtsgeschenk Besorgten sei es verraten — zum Preis von 160 Franken von den Etablissements Bondon in Les Collettes (Gironde) zu beziehen ist. Jeder seine eigene Gasmasken! lautet die Parole. Wie herrlich doch die Welt werden wird, wenn wir alle solche weihnachtlichen Wildschweine sein werden!

Arbeiter, kümmert euch um eure Jugend! Unterstützt die Kinderfreundebewegung und die Jugendorganisation.

Der Sozialismus beginnt nicht in der Versammlung, sondern in der Familie!

haben? . . . Fünfe, zehne, zwanzig, fünfundzwanzig, . . . nein doch, ich habe ja noch nichts . . . gekauft . . . Vor ihre Augen traten die drei Kinder und es zwang sie wieder zum Weinen.
Erst spät im Dunkeln kehrte sie heim. Der Vater war schon da und das Jüngste ah mit ihm die Suppe. Er drehte sich um: „Martha, du wartst lange!“ Doch er hielt an, ihr verstörtes Gesicht sagte ihm alles. Eine Weile starrte er vor sich hin, dann gab er dem Kleinen vollends die Suppe. Zaudernd erwischte es den Raps und ging in seine Ecke.
Sut, daß ihr nichts abnt und noch nicht begreift, dachte er. Dann stand er auf und ging zur Mutter. „In drei Tagen ist Weihnachten, Mutter . . .“ „Ja, heute war Markt.“ „Und wir haben keine Arbeit und kein Geld.“ „ . . .“ „Und wir müssen's tragen und es Schicksal heigen.“ Die Launen jener, deren Kläder in Pelsen umhergehen und deren Börse nie zu Ende geht, sochte der Vater.
Und es hallte ihm die Hand zur Faust, als er auf die Kleinen sah: „Wer hat das Recht, euch, die ihr noch keine Sünde kennt, dieses Unrecht zu tun?“ . . .
Lange schwiegen sie, — und dann hüpfte das Kleinsten: „Mutti, in drei Tagen ist Weihnachten!“
A. Schönfelder.

Klein-Eva.

Mein schönstes Weihnachtserlebnis.

Als Eva sechs Jahre alt war, kam endlich der Storch auf die Idee, ihr ein Bräuerchen zu bringen; d. h. so richtig glaubte sie nicht mehr an den Storch, denn sie hatte im vergangenen Sommer auf dem Lande gesehen, wie eine Kuh ein braun und weiß gezeichnetes Mälbchen bekam und die am nächsten folgende Frage: „Mutti, wie ist bloß das Mälbchen in die Kuh hineingekommen?“ sehr eindringlich verschiedene Male wiederholt. Gegen Weihnachten, als das Bräuerchen durch ungestümes Zappeln bereits seine Existenz verkündete, hatten Eva's kleine Augen schon längst die Veränderung mit mir entdeckt und es war gar nicht so schwer, dem aufmerksamen Kind diesen Teil der Menschwerdung anzudeuten. Sie machte große, ernste Augen und redete von da ab mit einem zärtlich-geheimnisvollen Unterton in der Stimme von ihrem künftigen Bräuerlein.

Die Vorbereitungen auf Weihnachten lenkten sie jedoch wieder ab. Im Hause roch es nach gekochtem Honig und allen Gewürzen des Pfefferluchens. Abends himmelte es leise auf der Bodentreppe, wenn das Christkind all die geliebten Dinge vom vergangenen Jahre, den Kaufladen, die Puppenstube und den Bauernhof frisch gelehnt und angefrischen durch die Dachlufe hereinließ. Der Brief in der neu gelernten Sütterlin-Schrift, der abends zwischen die Fenster gelegt, und in dem flehentlich um einen neuen Kopf für „Anna Hulda“ gebeten wurde, war verschwunden, kurz es war eine Zeit voller Märchen und Wunder.

Schließlich brach der 24. Dezember an. Ein plötzlicher, harter Frost hatte die Stubenfenster mit phantastischen Blumenmustern bedeckt und unsere Eva hockte mühselig ein kleines Guckloch hindurch. Dabei sang sie mit ihrer hellen, frohen Kinderstimme ihr Lieblingslied:

A, a, a, das Kleinkind liegt da,
Liegt da ganz nackt und bloß
Und weinet in der Mutter Schoß.“

Abends, wenn die Bescherung stattfand, wollte sie es uns vortragen. Schließlich waren auch die letzten Bräuerchen überwunden und die große Seligkeit lud an. Mein Mann spielte Coas Lied. Sie strahlte den Baum und alle Spielhaken an und begann frisch draußlos zu singen. Plötzlich legte ein Stoß des eifigen Ostwindes über unseren Balkon und rüttelte an der Läre, so daß uns allen trotz des warmen Weihnachtszimmers eine Ahnung von Kälte und dem Glend, in dem viele Menschen ihre Weihnachten feiern mochten, durchs Herz fuhr.

Auch Klein-Eva hielt bei den Worten inne: „Liegt da ganz nackt und bloß“, schaut mich an, entdeckte auf der Weihnachtstafel ein Paket: blau-bänderter Babyhaken, darunter ein weißes, wollenes Fächchen und stüßte mir verlegen ins Ohr: „Ach, Mutti, möchtest du nicht das Fächchen für das arme Baby hinunterhaken?“
H. W.

Festessen.

Es gibt doch immer noch Leute, die in diesen miesen Zeiten Humor besitzen. So zum Beispiel die Keeder der Bremerhavener Hochseefischerei.

Dort hat in Wesermünde ein neuer Fischdampfer, „Antagsgerichtat Peischt“ — wie kommt übrigens dieser christliche Fischladen zu dem sonderbaren Namen? — seine Probefahrt gemacht. Bei der Gelegenheit hat man auch etwas in der Wesermündung herumgefischt, so daß das Bremerhavener Keeder-Blatt zu vermelden vermag:

„Die gefangenen Fische im Gewicht von etwa 200 Pfund wurden zur Zubereitung dem Schiffslösch übergeben, was von den Fahrteilnehmern sehr begrüßt wurde, zumal sich wenig Proviant an Bord befand.“

Sehr wenig mit diesem Proviantmangel hat offenbar befolgende Speisefolge beim nachfolgenden Festessen zu tun.

Die Speisefarte sah nämlich folgendermaßen aus:

- Echt und trinkt nur deutsche Erzeugnisse!
- Speisefolge:
- Kaltes Vorgesicht nach Graf Rudner.
- Mathens Müller,
- Krobsuppe in Lassen von republikanischen Kroeben, Sezuge nach Großherl-Art, von dem Dampfer „Dr. Rudolf Warendorf“ im Vorderfahren bei Deigoland gefangen.
- 1927er Fispporter Goldföpschen.
- Junger Fasan mit Belloge,
- aus der Gefäßfarm des Kuffschtratsmitglertes G. Hörmann.
- 1928er Kymannsbauer Spätzburgunder.
- Eiertuchen von deutschen Eiern, gestiftet vom Wohlfahrtsamt Wesermünde.
- Mathens Müller.
- Käseplatte, deutsches Erzeugnis.
- Bohnensuppe.

Der gute Humor ist also bei den Keedern der Hochseefischerei offenbar noch nicht ganz zum Teufel gegangen. Sie vertilgen republikanische Kroebje und meinen damit, daß die Republik lebten oder vor die Hunde gehen soll.

Im übrigen ist die Speisefarte von Bremerhavener ein Zeichen dafür, daß es in Deutschland immer noch Leute gibt, die noch nicht ganz am Verhungern sind.
Darum: Prosit und wohl bekomun's meine Herren!

Kuckuck
 10 Groschen
 10 Pfennig
 10 Rappen
 1.60 L. K.

**Die größte illustrierte
 Wochenschrift**
 Erscheint jeden Sonntag
 Überall erhältlich

**Für Funktionäre der Selbstverwaltung.
 Anbringung von Anklündigungsstellen
 an nichtöffentlichen Plätzen.**

Frage: Wollte jemand, der auf jenem Grunde eine Anklündigungstafel aufstellt, um die Bewilligung zur Aufstellung dieser Tafel anzufragen und sind diese Anklündigungen nach den Vorschriften über die Gemeindeabgabe von Anklündigungen abgabepflichtig, wenn die Tafel auf Privatgrund so angebracht ist, daß man die Anklündigung auch von der Straße aus lesen kann?

Antwort: Nach § 23 des Pressegesetzes vom 17. Dezember 1862, R.-G.-Bl. Nr. 6, vom Jahre 1863, ist das Anhängen oder Anschlagen von Druckschriften in den Straßen oder an anderen öffentlichen Orten ohne besondere Bewilligung der Sicherheitsbehörde untersagt. Nach dem 3. Absatz dieses Paragraphen sind von diesem Verbote aber Kundmachungen von rein örtlichem oder gewerblichem Interesse, wie zum Beispiel Theaterzettel, Anklündigungen von öffentlichen Lustbarkeiten, von Vermietungen, Verkäufen und dergleichen ausgenommen; doch dürfen auch solche Anklündigungen nur an den von der Behörde hiezu bestimmten Plätzen angeschlagen werden. Für alle jene Druckschriften, die nicht ausgenommen sind, muß nach Anhängen oder Anschlagen derselben eine Bewilligung der Bezirksbehörde erreicht werden. Zu den Druckschriften gehören nach den Bestimmungen des zweiten Absatzes des § 9 des Pressegesetzes auch Plakate, selbst dann, wenn ein Teil des Textes ausschließlich mit Tinte ausgefüllt ist (Erkenntnis des Obersten Gerichtshofes, Zg. 1952-25). Vom Verbote des § 23 des Pressegesetzes sind, wie die Plenarentscheidungen des Obersten Gerichtshofes (Wien, Zg. 2938-4 und 4190-4) ausführen, nur Druckschriften ausgenommen, bei denen eine behördliche Überwachung der Verbreitung der bezüglichen Druckschrift als unbedingt bezeichnet werden kann. Dagegen fällt zum Beispiel ein Plakat, das zum Eintritt in eine politische Partei auffordert, unter jene Druckschriften, zu deren Plakatierung unbedingt eine Bewilligung der Bezirksbehörde notwendig ist. (Erkenntnis des Obersten Gerichtshofes, Zg. 1528-1924.) Was aber die Bestimmung der Plätze anbelangt, an denen Plakate angeschlagen werden dürfen, so ist dies nach Anfügung des Ministeriums des Innern (Erlaß vom 25. Jänner 1904, Zahl 43201 ex 1902) eine in den selbständigen Wirkungsbereich der Kreisgemeinde gehörige, die Straßen- und hausbesitzlichen Interessen berührende Angelegenheit. Danach mußte also zur Aufstellung einer Tafel, auf welcher öffentliche, das Interesse des Grundeigentümers nicht unmittelbar berührende Anklündigungen angebracht sind, die Bewilligung des Gemeindevorstandes eingeholt werden, wobei aber für die dort angebrachten Plakate weiterhin auch die pressegesetzliche Verantwortlichkeit bestehen bleibt. Würden solche öffentliche Anklündigungen ohne Bewilligung der Bezirksbehörde angeschlagen werden, so könnte gegen den Plakatbringer, Herausgeber usw. die Strafanzeige nach dem Pressegesetz erstattet werden, da alle Anklündigungen nur an den von der Behörde zu bestimmenden Plätzen angeschlagen werden dürfen, was also voraussetzt, daß die Ortsbehörde zur Anbringung der Plakate gewisse Plätze bestimmt hat. Das geht aus einer Plenarentscheidung des Obersten Gerichtshofes, Wien, Zg. 3001-4 hervor, welche besagt: von Amts wegen sind jene Plätze zu be-

stimmen, an welchen allein die Anklündigungen angeschlagen sind. Würden Plätze nicht bestimmt, so kann das Anhängen oder Anschlagen jener Kundmachungen den Deliktbestand des § 23 des Pressegesetzes nicht begründen. Was aber die Plakatierungsabgabe betrifft, so ist festzuhalten, daß der § 1 der Musterdruckschriften kategorisch bestimmt, daß der Abgabe von Anklündigungen alle öffentlichen Bekanntmachungen in Bild oder Text unterworfen sind, ohne Rücksicht darauf, wie ihre Veröffentlichung erfolgt. Wenn auch die Abgabepflicht für Anklündigungen, die auf Tafeln, welche auf Privatgrund stehen, angebracht wird, ausdrücklich nicht in den Vorschriften benannt ist, so geht doch aus der Texturierung des § 1 hervor, daß eben alle öffentlichen Bekanntmachungen, worunter Anklündigungen an die Öffentlichkeit zu verstehen sind, der Abgabe unterliegen. Das ist schließlich auch aus der Bestimmung des Absatzes 1 des § 2 der Enthebungsvorschriften zu ersehen, wo es heißt, daß für Bekanntmachungen, die direkt auf leeren Flächen (zum Beispiel auf der Wand eines Hauses, einer Einfriedung und dergleichen) hergestellt werden, die Abgabe nach der damit verbundenen Gesamtregel zu entrichten ist, wobei doch anzunehmen ist, daß die Einfriedungen mit den darauf angebrachten Anklündigungen sich eben auf dem Privatgrunde befinden. Es spielt daher keine Rolle, wel-

chem Eigentümer der Grund gehört, auf dem die Anklündigungstafel steht, es ist nur wesentlich, ob es sich um eine öffentliche oder private Anklündigung handelt. Ist letzteres der Fall, so muß die Plakatierungsabgabe entrichtet werden. Zu berücksichtigen ist, daß Bekanntmachungen zu kulturellen und politischen Zwecken nur dem halben Satze der Abgabe unterliegen und daß von der Abgabe alle Bekanntmachungen befreit sind, die politischen Wahlversammlungen nach Kundmachung der Wahlen in das Parlament, in das Land, Bezirk oder die Gemeinde betreffen. Die Gemeinde ist berechtigt, anzuordnen, daß alle Bekanntmachungen, die angeklebt, angehängt oder ausgeteilt werden, damit sie mit einem Amtsstempel zum Zeichen der erfolgten Entrichtung der Abgabe versehen werden. Offen bleibt noch die Frage, ob die Einhebungsvorschriften in der Gemeinde jeweils günstig und rechtswirksam sind. Dabei sei aufmerksam gemacht, daß in allen jenen Gemeinden, wo der Landesausschuß (Verwaltung des Ausgleichsfonds) den Gemeinden bei der Bewilligung eines Betrages aus dem Fonds, die Einhebung der Plakatierungsabgabe auftrug, die Berechtigung zur Einhebung mit Ende dieses Jahres, mit Rücksicht auf die Bestimmungen der dritten Finanznovelle des Gesetzes vom 29. November 1930, Zahl 169, erloschen ist.

Dr. F. „Freie Stunde.“

**Volkswirtschaft und Sozialpolitik.
 25jähriges Jubiläum des Zentral-Konsumvereines für Schlessen in Lagn.**

Bei der am 7. Dezember 1930 abgehaltenen 25. Generalversammlung des Zentral-Konsumvereines in Lagn wurde das 25jährige Bestandsjubiläum dieser Genossenschaft gefeiert. Im Jahre 1905 haben sich einige Berg- sowie Kohlarbeiter in Lagn zusammengeschlossen, um einen eigenen Konsumverein zu errichten. Im Jahre 1906 wurde schon eine zweite Verkaufsstelle eröffnet; im Jahre 1913 besaß der Konsumverein bereits acht Verkaufsstellen und ein Arbeiterheim, wovon vier Verkaufsstellen schon in eigenen Häusern untergebracht waren. Seit 1905 sind in Ostschlesien in verschiedenen Gemeinden des Ostrau-Ratibor Reviers 28 Konsumvereine errichtet worden, die sich in den damaligen Distriktsverband der polnischen Konsumvereine in Ostschlesien vereinigten und sich dem Zentralverband österröcher Konsumvereine in Wien sowie auch der GÖÖ-Großeinkaufsgesellschaft anschlossen. Das Lagerhaus der Großeinkaufsgesellschaft wurde im Jahre 1910 in das eigene, neu erbaute Lagerhaus in M.-Ostrau überstellt, in welchem es sich bis heute befindet. In der Zeit vom Jahre 1910—1914 wurde auch durch den Wiener Verband ein polnisches Genossenschaftsblatt unter dem Titel „Zespolenie“ herausgegeben. Die Ostrauer Filiale der GÖÖ-Großeinkaufsgesellschaft wurde anfänglich von Genossen Bräuner, später durch den gegenwärtigen Geschäftsführer des GÖÖ-Verbandes in Prag, Genossen Kressly, und seit dem Jahre 1912 durch den gegenwärtigen Vorstandsmitglied Genossen Chobot geleitet. Nach dem Umsturz ist im Jahre 1918 der Distriktsverband in den gegenwärtigen Verband der polnischen Konsumvereine Ostschlesiens umgewandelt und das polnische Genossenschaftsblatt „Pracodawca“ errichtet worden. Diesem Verband haben sich dann sämtliche polnische Konsumgenossenschaften angeschlossen. Der Verband selbst ist dem Verband deutscher Wirtschaftsgenossenschaften in Prag angegliedert worden. Dergleichen haben sich die polnischen Konsumgenossenschaften nach dem Umsturz der von der Wiener GÖÖ errichteten Hauptzentrale in Prag und später dem GÖÖ-Verband angeschlossen. Die Genossenschaftsbewegung in dem polnischen Teile Ostschlesiens hat schon Anfangs in den neunziger Jahren zu vergehen, jedoch haben die ersten Anfänge zu keinem Erfolge geführt, da damals die Arbeiterklasse unter dem bestigen Druck der Unternehmer stand und der Mangel an Be-

triebskapital sowie das Kreditssystem die ersten Anfänge zuhinde machten. Nur zwei Konsumvereine aus dieser Zeit haben es vermocht zu bestehen, und zwar war es im Ostrauer Gebiete der Konsumverein in Witkowo, der nach dem Umsturz die Grundlage der Errichtung der heutigen „Budownictwo“ bildete, und im polnischen Teile Ostschlesiens der Konsumverein in Steinau, welcher noch bis heute als selbständiger Konsumverein besteht. Alle übrigen in der ersten Zeit errichteten Konsumvereine mußten liquidiert werden. Erst nach dem großen Bergarbeiterstreik im Jahre 1900, in welchem die privaten Kaufleute und die Werksmagazine ihre Läden für die streikenden Bergarbeiter geschlossen hatten, wurde von den Bergarbeitern beschlossen, die Konsumgenossenschaften neuerlich zu errichten. In der Zeit vom Jahre 1900—1910 sind nur im polnischen Teil Ostschlesiens 28 Konsumgenossenschaften errichtet worden; darunter im Jahre 1906 der Konsumverein in Lagn. Es stellte sich jedoch bald heraus, daß das Borghystem, das damals noch immer bei den Arbeitern bestand, die Entwicklung der Genossenschaften hemmte; viele von den Genossenschaften sind infolgedessen wieder in finanzielle Schwierigkeiten geraten. Ohne Hilfe der damaligen GÖÖ wäre so mancher dieser Konsumverein eingegangen. Es wurden daher im Jahre 1912 bei der im Arbeiterheim in Dombrowa stattgefundenen Distriktskonferenz der Beschluß gefaßt, sämtliche Konsumvereine Ostschlesiens in eine Zentral-Konsumgenossenschaft zu vereinen. Zur Grundlage der Vereinigung wurde der Zentral-Konsumverein in Lagn genommen. Seit dieser Zeit hat auch die Entwicklung dieses Zentral-Konsumvereines ein rasches Tempo genommen. Der Kriegsausbruch im Jahre 1914 hat zwar die Preisunterstützungsarbeiten sowie auch die Entwicklung der Genossenschaftsbewegung wieder aufgehalten, jedoch ist auch während des Krieges die Fusionierung weiter vor sich gegangen. Die musterhafte Organisation der Lebensmitteldistribution in den Verkaufsstellen des Konsumvereines ist ein Mittel dazu gewesen, daß sich dem Konsumverein viele neue Anhänger angeschloßen haben. Nach dem Umsturz im Jahre 1918 und der Übernahme der während des Krieges von den Unternehmern errichteten Werksmagazine, hat die Genossenschaftsbewegung eine neuerliche Stärkung erfahren. Die Fusionierung wurde beinahe zu Ende geführt; es bestehen heute neben dem Zentral-

Konsumvereine in Lagn nur noch zwei selbständige Konsumgenossenschaften, und zwar der im Jahre 1896 errichtete Konsumverein in Steinau sowie der im Jahre 1904 errichtete Konsumverein „Rozryw“ in Karwin. Alle übrigen 25 Konsumgenossenschaften sind mit dem Zentral-Konsumverein in Lagn fusioniert worden. Gegenwärtig ist der Zentral-Konsumverein in Lagn die größte Konsumgenossenschaft in Ostschlesien und wie aus dem letzten Rechnungsabschluss ersichtlich ist, besaß dieselbe mit Ende des letzten Geschäftsjahres 103 Verkaufsstellen, 67 eigene Häuser, drei Arbeiterheime, eine große modern eingerichtete Dampfbäckerei, Bierabfüllerel, Sodawasser- und Fruchtessig-Erzeugung, eine mechanische Eisverzeugung, Kaffeebrennerei, Speckröhrenherstellung sowie eine Tischlerei und drei Lagerhäuser. Die Anzahl der Verkaufsstellen ist im weiteren Aufstieg begriffen. Außerdem ist eine Wurstfabrik und Fleischverwertung mit eigenen Rühlanlagen im Bau begriffen und soll in den nächsten Tagen eröffnet werden. Die Genossenschaft beschäftigt gegenwärtig 250 Angestellte, hat neun Lastautos, ein Personenauto und 4 Paar Pferde in Betrieb. Daraus ist zu ersehen, daß die Genossenschaft in den 25 Jahren eine damals ungeahnte Entwicklung genommen hat. Die polnischen Bergarbeiter als Pioniere der polnischen Genossenschaftsbewegung können auf die in den 25 Jahren geleistete Arbeit stolz sein!

Frager Produktionsliste. (Offizieller Bericht vom 23. Dezember.) Die Börse hatte mit Rücksicht auf die bevorstehenden Weihnachtsfeierlichkeiten einen ruhigen Verlauf und das Geschäft war belanglos. Am Getreidemarkte war bei Eröffnung die Grundstimmung fester, doch blieb sie gegen Schluß nur noch in Größe und Hafer beständig, während Roggen und Weizen im Preise unverändert blieben. Gerste und Hafer beständig sich um 2 K. Mais gab um 1 K. nach. Von Hülsenfrüchten notierten Pansen um 20 K. billiger. Holländischer Kammeler verlor ebenfalls 25 K. Einige Kleeformennotizen zogen bis um 100 K. an. Der Weizenmarkt erfuhr keine Veränderung. Von ausländischen Weizen gab kanadisches um 5 Punkte nach. Von Futtermitteln gewann Rohhäute 2 bis 3 K. Amerikanisches Fett war um 15 K. niedriger. Auf den übrigen Märkten blieben die Notierungen nominal in Geltung. Der Börsenfuß war schwächer. — Es notierten in K.: Roggen, böhm., 81—82; Rilo, 148—150; Rumelien, böhm., 79—80; Rilo, 143—146; Weizen, böhm., 77—79; Rilo, 137—140; Weizen, gelb, böhm., 74 bis 76; Rilo, 132—136; Roggen, böhm., 68—71; Rilo, 95—97; Auswahlgerste 143—152; Gerste Ia 133—135; Gerste, mittlere 127—130; Hafer, böhm., 101—105; Hafer, böhm., fehlerhaft 96—98; Donau-mais 65—66; rumän. Futtermais, kleinformatig, neu 68—69; Futtermais La Plata 76—77; Erbsen, Bistolia 190—200; Erbsen, gelb 140—160; Erbsen, grün, großkörn. 190—200; Erbsen, grün, kleinformatig 150—170; Linsen, großkörn. 190—200; Linsen, mittlere 280—300; Pansen, kleinformatig. 295—300; Bohnen 225—300; Rohh., blau 500—540; Rohh., silbergrau 680—740; Kammeler, böhm. 575—600; Kammeler, holländ. 500—525; Heu, böhm., ungepreßt, sauer 54—58; Heu, böhm., ungepreßt, süß 64—68; Heu, böhm., gepreßt, sauer 55—60; Heu, böhm., ungepreßt, süß 65—70; Roggenstroh, in Bündeln, ungepreßt. 38—40; andere Stroharten, gepreßt 30—32; andere Stroharten, ungepreßt 29—31; Weizengerst 283—295; Weizenmehl 000 263—273; Weizenbrotmehl 0 238—243; Weizenmehl Nr. 1 178—183; Weizenbrotmehl 118—123; Weizenfuhrtermehl 92 bis 96; Roggenmehl Nr. 0/1 161—164; Roggenfuhrtermehl 77—79; Graupen Nr. 10-6 190—225; geröstete Graupen 195—200; Hirse 220—240; Reis, Burma II 245—255; Reis, Roumain 225—245; Braukreis 225—235; ungarisches Grobmehl 165 bis 170; kanadisches Wehl 175—180; Weizenkleie 72 bis 74; Roggenkleie 66—68; amerikanisches Fett 1115 bis 1125; Eier (für 1 Schod): frische böhm. und mähr. No. 60-63, frische poln. nach Proben. 1440 in Pol. 94—95, Kalkstein, poln. in Rifen à 1440 Stück 44—46.

**Steinbrucharbeiters
 Weihnachtsgeschenk.**

Genosse Martin Grill, Metallarbeiter in Glatzstadt bei Leptyn, seit 20 Wochen arbeitslos, sendet uns folgende Skizze:

Grau und eintönig hingen die schweren Schneewolken am ewig gleichmäßig düsteren Dezemberhimmel. Welche Tageszeit es war, ließ sich nur schwer erraten, wenn man nicht eine Uhr zu Hilfe nahm, oder der knurrende Magen befandete, daß es bald Mittag oder Feierabend sein müsse. Aber ein Arbeitermagen ist eine ungenaue Uhr, auf die man sich nicht immer verlassen kann und wenn die „Uhren“ der Steinbrucharbeiter annähernd richtig gezeigt hätten, wäre es wohl bei manchen von ihnen ständig „Feierabend“ gewesen.

Das Wetter war trübselig. Die Sonne war seit vielen Tagen nicht zum Vorschein gekommen. Es schien, als ob sie hinter diesen grauen Nebelvorhang, der den Tag in ein düstres Dämmerlicht verwandelt, vergraben worden wäre, um überhaupt nicht mehr zu erscheinen. Eintönig und gleichmäßig floß auch an solchen Tagen das Leben der Arbeiter im Steinbruch dahin. Die Farblosigkeit des Tages lagte sich auch auf den Arbeitsplatz, über die ganze Arbeit, lastete dumpf auf den wenigen Menschen, die in den Felsenlöchern herumtrödelten. Eintönigkeit und Mitleidlichkeit gewannen Macht über sie, die tagaus, tagan nichts anderes mehr sahen, als einen grauen

Himmel, eine düstere Erde, den vom Steinbruch aufgerissenen Berghang und die gleichgültigen und ebenfalls grauen Gesichter der Aufseher und Steinbrucharbeiter. Dazu war es noch furchtbar kalt geworden, dichter Reif legte sich an die rauhaarigen Köpfe, hing an den Augenwimpern und den ungepflegten Bärten. Vor einigen Tagen hatte es geschneit, einen ganzen Tag lang und eine lange Nacht. Da hatte man am Morgen erst Wege schaufen müssen, um zur Arbeitsstätte gelangen zu können, alles war versteinert gewesen. Und jetzt war es hart gefroren. Kräftlos schien der Arm zu sein, der die Spitzhabe gegen die Risse des harten Gesteins schwingt. Bei jedem Hieb gegen das harte Erdreich spritzte dieses wie Glas in kleinen Stücken auseinander und mochte das Arbeiten zu einer unaussprechlichen Qual. Die Radeltische wirkten die ins Gesicht fliegenden gefrorenen Steinplitter und Erdklumpen. Hart gefroren war aber auch das schwarze Komihrot, das man aus den Tüchern heraus wickelte und es mußte erst aufgetaut werden, bevor man es essen konnte. Jede Minute zählte man zwischen Arbeitsbeginn und Arbeitsende.

Und trotzdem waren alle froh, in dem gefrorenen Erdreich zu graben, in nassen Löchern zu stehen und die vereisten Steine brechen zu dürfen, denn man wußte, daß dann, wenn man es nicht mehr machen konnte, auch dieser köstliche Lohn ausblieb, den man für die Arbeit bekam; dann konnte man sich am gefrorenen Brote die Zähne nicht mehr ausbrechen, aus dem einfachen Grunde, weil man überhaupt keines hatte.

Es drohte Arbeitseinstellung. Vor einigen Tagen war schon das Gerücht davon aufgetaucht, war als Unfium abgetan worden. Neue Gerüchte waren aufgefaltert wie die Saatkörner an kalten Novembertagen, und hatten sich behauptet. Jeden Tag konnte die Arbeit für die Dauer des ganzen Winters eingestellt werden und jeder weitere Arbeitstag wurde als Geschenk betrachtet. In zwei Tagen war Weihnachten, da brauchte man jeden verdienten Heller, um den Lieden zu Hause einmal eine kleine Freude machen zu können.

Nachmittag fing es wieder an zu schneien. Die Flocken waren nur klein und ganz vereinzelt kamen sie angefliegen, langsam und zögernd, als ob sie nur widerwillig die Erde besuden würden. Aber immer wurden immer mehr, sie wurden immer größer, man konnte nicht einmal mehr die nahe Barade sehen, so dicht war der Schneefall geworden. Eine unendliche Ruhe schien von diesen kleinen, weißen Schmetterlingen auszugehen, die soht herabflatterten, ein wenig durcheinanderwirbelten wie spielende Falten auf einer Frühlingswiese und langsam, doch unaufhaltsam allem Gelände einen leichten weißen Schleier überzogen, alle Unebenheiten, allen Schmutz, alle Unreinheit verhängend.

Endlich schillte die Pfeife und zeigte den Leuten an, daß wieder das Ende eines Arbeitstages gekommen sei. Aber es war nicht nur Ende des Arbeitstages. Mit kalter Stimme sagte es ihnen der Aufseher, der auf einem Erdhaufen stand und die langsam Herankommenden musterte: Wegen vorgerückter Jahreszeit usw. usw.

... wird ab morgen der Betrieb im Steinbruch eingestellt. Morgen nachmittag Abrechnung. Stumm wendeten sie alle zum Gehen. Man hatte es ja erwartet, aber schon heute, schon heute, schon heute, gerade vor Weihnachten?? Wenn man wenigstens noch zwei oder drei Tage hätte arbeiten können. Manche Pläne mußten nun ins Wasser fallen. Und anstatt frohe Feiertage hatten nun alle die lähmende Bewußtheit, daß sie arbeitslos seien. Arbeit s i o s, das bedeutete für die meisten ununterbrochenes Suchen nach Arbeit, die im Winter noch seltener ist als sonst und doch noch notwendiger als in anderen Jahreszeiten. Bedeutete ununterbrochene Sorge und Not, immervährenden Kampf ums Brot und ums nackte Leben. Und mancher bis die Zähne zusammen und fuhr sich mit der Hand über die Augen, wovon ihm wohl eine Schneeflocke geflogen war, und dachte an die Kinder, die ihn zu Hause erwarteten, die schon seit einigen Tagen die Stunden zählten, bis zu ihnen das Christkind kommt und wenigstens einige von den schönen Dingen bringt, die sie so gerne haben möchten.

Immer noch schneit es. Schwere stampfen die Männer im Schnee. Sie haben ihr Weihnachtsgeschenk schon erhalten: Sorge und Not. Erhalten von den leichten weißen Flocken, die so sanft vom Himmel herabfliegen, von demselben Himmel, in dem das Christkind wohnen soll, das allen braven Kindern ihre Wünsche erfüllt und heute die kleinen weißen Boten hinabflattern läßt, laufende und laufende zu einem einzigen großen Leichenzug für die Erde verwerbend.

Paris, du Stadt der Liebe . . .

Eine Frau will ihrem Mann treu bleiben . . . und erschließt ihren Geliebten

Vor einem Pariser Schwurgericht hatte sich Madame Thomas zu verantworten. Sie hatte ihren Geliebten erschossen, um ihrem Mann treu zu bleiben. Die nicht alltägliche Tat wurde mit der Beurteilung der Mörderin zu drei Jahren Gefängnis mit Bewährungsfrist geahndet.

Eine stämmige, nicht unschöne Frau sitzt auf der Anklagebank des Schwurgerichts im „Palais de Justice“. In beiden Seiten Gendarmen, deren schwere Armeepistolen ihre Stoppel nach unten jeren. Das gutmütige gequälte Gesicht der Angeklagten dürfte nicht eben das einer „Verbrecherin“ sein. Der Zuschauerraum ist bis auf den letzten Platz mit Frauen aller Altersstufen besetzt. Die Kerwen eines jeden sind aufs höchste gepaunt.

Im Jahre 1928 heiratet die Angeklagte den Lagerverwalter Thomas in Surcines. Die junge Madame betätigt sich weiter als Schneiderin in einem bekannten Konfektionsatelier. Der Ehefrieden ist nicht von langer Dauer. Im Laufe des Oktober 1929 lernt Madame den Chauffeur Dubus kennen. Täglich gemeinsame Fahrt in der Straßenbahn zur Arbeitsstätte. Aus den zunächst harmlosen Beziehungen wird eine verzehrende Liebe. Ende November schon läßt Madame Thomas ihren Mann und zieht zu ihrem Freund. Aber die Liebesflammen erlöschen ebenso schnell, wie sie entzündet wurden. Bierzehn Tage zusammenleben und der Traum ist aus. Die junge Frau kehrt reumütig zu ihrem

angehaunten Mann zurück. Der verzeiht ihr und nimmt sie wieder auf.

Der Chauffeur Dubus kommt nicht zur Ruhe. Seinen schnellen, aber kurzen Erfolg kann er nicht vergessen. Mit allen Mitteln sucht er seine frühere Geliebte gefügig zu machen. Telefonische Anrufe im Schneideratelier, Rohrpostbriefe, stundenlanges Warten im Schneegestöber vor dem Eingang der Arbeitsstätte. Nichts bleibt unversucht. Nichts fruchtet. Da droht er mit Erschießen. Dubus wird auf die Anzeige von Madame Thomas verhaftet. Er wird wegen Vergehens gegen das Waffengesetz verurteilt. Folgt eine Ruhepause für alle Teile. Dubus feiert traurige Weihnacht im Gefängnis. Familie Thomas ist in Surcines vereint.

18. Januar 1930. Dubus wird entlassen, er hat nichts vergessen. Annäherungsversuche, Dubus dringt in die Wohnung des Ehepaars ein, beschwört Madame Thomas, mit ihm zu gehen. Sie weigert sich. Dubus weicht nicht. Da jagt sie ihm eine Kugel in den Kopf.

„Ich hatte Furcht, Herr Präsident“, versichert die Angeklagte. „Aber warum haben Sie nicht um Hilfe gerufen?“ Daran hat sie nicht gedacht. „Aber warum sind Sie nicht geflohen?“ Die Angeklagte erklärt, daß der Chauffeur ihr den Weg versperrte.

Der gefällig angehaunte Ehemann wird als Zeuge vernommen. „Sie lieben kein Aussehen?“ fragt der Vorsitzende. „Ich verstehe, daß ein alter Frontkämpfer bei sich Waffen aufbewahrt. Aber geladene?“ — „Eine Ranie — —“.

Zwei Tage hindurch lag Merkulow beim Ofen, die Brust von freudiger Benugnung geschwellt, als wäre er der Herkules, der die sieben Arbeiten vollbracht hat. Am dritten Morgen ging er ums Geld.

„Ist der gnädige Herr schon aufgestanden?“ fragte er den Diener mit flüsternder Stimme.

Nachdem er eine verneinende Antwort erhalten hatte, lehnte er sich an die Türe und beschloß zu warten.

Plötzlich vernahm er die heisere Stimme des Hauptmanns:

„Geh zum Teufel! Sog dem Kerl, er soll am Samstag kommen!“

Daselbe hörte er am nächsten und übernächsten Samstag. . . . Einen ganzen Monat lang ging er täglich zum Hauptmann, saß dort stundenlang im Vorzimmer und erhielt dann immer den Befehl, sich zum Teufel zu scheren und ein anderesmal zu kommen. Merkulow verzweifelte jedoch nicht, murzte nicht; im Gegenteil, er war zufrieden. Das lange Warten im Vorzimmer gefiel ihm, und das „Geh zum Teufel“ klang ihm wie süßeste Musik.

„Gleich erkennst man, was ein Herr ist!“ sagte er immer, wenn er mit leeren Händen nach Hause kam. „Bei uns in Petersburg waren alle so . . .“

Merkulow hätte am liebsten sein ganzes Leben im Vorzimmer des Hauptmanns zubracht, wäre nicht Afina gewesen, die das geliebte Geld zurückhaben wollte.

„Hat er gezahlt?“ fragte sie ihn jedesmal. „Nein? Was soll das heißen, du gemeiner Hund du! Ah, wo ist der Bejen. Ich werde dir schon zeigen!“

Eines Abends ging Merkulow über den Ringplatz daher und schleppte auf dem Rücken einen Sack Kohle. Hinter ihm ging Afina.

„Warte nur, zu Hause will ich schon anders mit dir reden!“ murmelte Afina, indem sie an ihr schönes Geld dachte, das sie damals Merkulow geliehen hatte.

Da — ganz plötzlich, blieb Merkulow wie festgewurzelt stehen und tat einen freudigen Aufschrei. Aus dem Gasthaus „Zum Hottentotten“ lief ein Herr im Zylinder, mit rotem Gesicht und trunkenen Augen heraus, und hinter ihm rannte der Hauptmann mit einem Stod in der Hand. Er hatte keine Mühe auf dem Kopf, und seine neue Uniform war ganz mit Mauerflechte beschmiert.

„Ich werde dich spielen lehren, du Gauner!“ schrie der Hauptmann, indem er sich den Schweiß von der Stirne abwischte und mit dem Stod wie wahnsinnig herumfuchtete. „Ich werde dich lehren, wie man mit anständigen Leuten spielt.“

„Schau doch hin, dumme Gans!“ sagte Merkulow, und gab seiner Frau einen bedeutungsvollen Ellbogenstoß. „Gleich merkt man's, was ein Herr ist. Wenn sich ein Kaufmann einen Anzug nähert läßt, so trägt er ihn zehn Jahre und noch immer ist er nicht abgenutzt; der aber hat seine Uniform schon hingemacht. Man wird eine neue nähren müssen.“

„Geh und bitt' ihn ums Geld!“ sagte Afina. „Na also, vorwärts.“

Was fällt dir ein, du dummes Luder! Auf der Straße? Um keinen Preis der Welt . . . Merkulow widerlegte sich, wie er nur konnte, aber seine Frau zwang ihn, an den wütenden Hauptmann heranzutreten und ums Geld zu bitten.

„Schau, daß du weiterkommst!“ schrie ihn der Hauptmann mit heiserer Stimme an. „Was willst du von mir?“

Nichts, gnädiger Herr, ich nichts. . . . Nur mein Weib. . . . Holt ein dummes Geschöpf. . . . Der Herr Hauptmann wissen ja selbst, was für einen Verstand ein Weib hat.“

„Was willst du von mir?“ brüllte ihn der Hauptmann nochmals an und glökte mit seinen

9 PALABA-Ratschläge für Weihnachten

9. RATSCHLAG

Wenn Ihnen noch ein Geschenk für jemanden fehlt, so lassen Sie sich beim Händler die elektrischen PALABA-Lampen und Batterien zeigen. Sie sind hübsch, dauerhaft, bereiten für wenig Geld viel Freude, und Sie werden von der Qual der Wahl befreit sein.

Vergessen Sie nicht:



Der Schneider Merkulow.

Von Anton P. Ischegow.

Die aufgehende Sonne hatte die Wolkenmassen, die über dem Städtchen lagerten, noch nicht ganz durchbrochen, und die Dähne waren in den Gassen vorläufig die einzigen Spaziergänger, aber im Wirtshaus des alten Kopsin gab es schon Besuch. Drei Männer waren dort anwesend: der Schneider Merkulow, der Gemeinbediener Jewseitsch und der Amtsboie Knischunow. Alle drei waren besoffen.

„Red' nicht, red' nicht!“ ärgerte sich Merkulow, indem er den Gemeinbediener an den Rockknöpfen zapfte. „Das ist noch gar nichts. Ein Kammerer, das ist erst ein Herr! Bedenke nur: vier Meter besten Stoffes aus der Fabrik Bründel und Sohn, goldene Knöpfe, goldener Kragen, weiße Hofen mit goldenen Lampassen, die ganze Brust von Gold strotzend, und von den Krügen und Kermelborten strahlt ein Glanz, daß man fast blind wird. Und wenn man für den Herrn Obersthofmeister, für den Zeremonienmeister und für andere Minister näht — wo, begreifst du das?“

„Und habt ihr auch für Gemeindebeamte genäht?“

„Hi! Das soll auch jemand sein? In Petersburg laufen sie wie die Hunde herum. . . . Hier zieht man vor ihnen die Mühe, aber dort . . . Wir haben gearbeitet für die Offiziere und Beamten der ersten vier Rangklassen. Die fünfte Rangklasse, das ist noch gar nichts. . . . In einer Woche ist alles fertig. . . . Aber erst bei der vierten Rangklasse, da gibt es zu tun. . . . Einmal haben wir für den persischen Konsul genäht. Die goldenen Treffen auf der Brust und auf dem Rücken haben allein anderhalb Tausend gekostet. . . . Ja, ja, in Petersburg, da gibt es reiche Leute.“

Lange Zeit erzählte noch Merkulow auf diese Weise. Um neun Uhr begann er unter dem Einfluß der Erinnerungen an seine Vergangenheit zu weinen und verwünschte sein bitteres Los, das ihn in dieses elende Nest, wo es nur Kaufleute und Spitzer gab, verschlagen hatte. Der Gemeinbediener hatte bereits zwei Individuen auf das Polizeiamt abgeführt, der Amtsboie war schon zum zweitenmal von der Post gekommen, Merkulow aber schimpfte immer noch. Zu Mittag stand er vor dem Kirchendiener, schlug sich an die Brust und beteuerte:

„Ich will nicht mehr für den Böbel arbeiten! In Petersburg habe ich für Barone und Minister genäht!“

„Ihr habt eine hohe Meinung von euch, Trifon Pantaleitsch!“ demühte sich der Kirchendiener, ihm seine Ueberhebung vorzuhalten. „Ihr seit zwar ein Künstler in eurem Fach, aber Gott und die Religion solltet ihr doch nicht außer Acht lassen. Arius (ein Sektenstifter) hat sich auch so wie ihr aufgebläht, und ist eines elenden Todes gestorben.“

„Soll ich sterben. Eher will ich sterben, bevor ich für Bauern und Knechte arbeite.“

„Der Salunko ist hier.“ ließ sich plötzlich eine weibliche Stimme vernehmen, und den Schand betrot die bessere Hälfte Merkulows, ein starkes Weib mit vorgebundener Schürze und aufgestülpten Ärmeln.

„Wo ist dieses Kamel?“ fragte sie und bewarf alle Gäste mit einem unfreundlichen Blick. „Schau, daß du nach Hause kommst, der Teufel soll dich holen, dort wartet ein Offizier auf dich!“

„Ein Offizier?“ Merkulow war ganz entgeistert. „Was für ein Offizier?“

„Weiß ich, was für einer! Er sagt, daß er eine Uniform bestellen will.“ Merkulow fragte sich seine riesengroße Säufernahe, was er immer tat, wenn er sehr erschaut war, und murmelte:

„Das Weib ist verrückt geworden. . . . Fünfzehn Jahre habe ich keinen Herrn gesehen, und

jetzt auf einmal ein Offizier. . . . Um! . . . Ich werde nachschauen gehen! . . .“

Merkulow verließ das Schanklokal und schleppte sich hinkend nach Hause.

Das Weib hatte ihn nicht irreführt. Auf der Schwelle seiner Stube erblickte er den Hauptmann Urtschajew, den Adjutanten des Garnisonskommandanten.

„Wo kriechst du herum?“ fragte ihn der Hauptmann. „Eine ganze Stunde wart' ich da. . . . Kannst du mir eine Uniform nähren?“

„Gnädigster Herr!“ murmelte Merkulow und riß die Mühe hochachtungsvoll vom Kopf. „Gnädigster Herr! Nicht meine erste Arbeit wird das sein! Für den Herrn Baron Schupuel und für den Herrn Baron Karlitich habe ich genäht. . . . Der Herr Leutnant Zembulatow ist mir bis heute noch zehn Rubel schuldig.“

„Also gut. Du hast das Tuch zu geben, und in einer Woche muß die Uniform fertig sein. . . . Was wird der Kram kosten?“

„Aber, gnädigster Herr. . . . Ich bin kein Kaufmann. . . . Ich weiß, wie ich mit meinen Stunden umzugehen habe. . . . als wir für den persischen Konsul arbeiteten, haben wir uns auch nicht vorher geeinigt.“

Nachdem er Maß genommen und den Hauptmann bis zur Tür hinausbegleitet hatte, stand Merkulow eine ganze Stunde in der Mitte der Stube und gaffte sein Weib mit großen Augen an. Er wollte es noch immer nicht glauben.

„Sehst du, das ist ein Auftrag, was?“ murmelte er endlich. „Wo soll ich aber das Geld

Genossen und Genossinnen!

Beranstaltet alle eueren festlichen Zusammenkünfte alkoholfrei!

Der Arbeiter-Abteilungsband in der Alkoholfreiwirtschaften Republik, Zepi 8-Schönaus, Theresienstraße, 18

für den Stoff hernehmen? Afina, meine Feuerzettel, leih' mir das Geld, das du für die drei Hälder bekommen hast.“

Afina starrte ihn wortlos an und spuckte dann aus. Nach einem Augenblick ergriff sie einen Bejen, schlug aus Leibeskräften auf Merkulow los, zerrte ihn beim Bart und ließ schreiend auf die Gasse. Aber das alles half ihr nichts. Am nächsten Morgen lag sie im Bett mit blauen Flecken am Leibe, und Merkulow ging von einem Boden in den andern und kaufte unter beständigem Erreiten das für die Uniform des Hauptmanns notwendige Tuch.

In einer Woche war die Uniform fertig. Merkulow bügelte sie aus, trug sie auf die Straße und breitete sie auf der Planke aus. Dann begann er sie zu säubern. Da wusch er Stäubchen fort, hier glättete er ein Fältchen, dann ging er wieder einige Schritte zurück, schaute die Uniform lange mit zusammengekniffenen Augen an, blies wieder ein Stäubchen weg — und so ging es zwei Stunden lang.

„Ach Gott!“ sagte er zu den vorübergehenden Leuten, „diese Herrschaften treiben mich in den Tod. Noch ist eine Arbeit nicht fertig, kommt schon die andere, und man hat keinen Augenblick Ruhe. . . .“

Nächsten Morgen säuberte Merkulow die Uniform nochmals, fettete sich das Haar ein, kämmte sich, wickelte die Uniform in ein reines Beinertuch und ging zum Hauptmann.

„Mit dir soll ich vielleicht reden“, sagte er zu jedem, der vorüberging; „siehst du nicht, daß ich für den Hauptmann eine Uniform genäht habe?“

In einer halben Stunde war er wieder nach Hause zurückgekehrt.

„Dat er bezahlt?“ fragte ihn Afina. „Dumme Gans“, antwortete Merkulow. „Welcher anständige Herr zahlt sofort. Was verstehst du von solchen Sachen.“

Der
REKLAME-VERKAUF
von Herren- und Knaben-Kleidung und sämtlichen Modewaren
wird fortgesetzt!
Auf alle Preise
20% Nachlaß
STRÁNSKÝ
Kybernská 503

verhoffenen Augen auf den zu Tode erschrockenen Merkulow. „Fahr' ab, du Schuft.“

„Ich verstehe, gnädiger Herr, aber mein Weib möchte halt das Geld, das ich fürs Tuch zu der neuen Uniform ausgelegt habe, zurückbekommen. . . .“

„Aaa. . . . Du erschreckst dich also, mich auf offener Straße anzupacken?“

Der Hauptmann hob mit wütender Gebärde die Hand und — krach! Von dem Rücken Merkulows fielen die Kohlen herunter, in den Augen leuchtete es ihm plötzlich schwefelblau, und die Mühe entglitt seinen Händen. . . . Als Afina erblickte, was da vorging, blieb sie einen Augenblick wie die zur Salzsäule erstarrte Frau Lotha stehen. Dann aber trat sie auf ihren Mann zu, blickte ihm in die Augen, aber — o Wunder — auf dem Antlitz Merkulows schwebte ein selig verklärtes Lächeln. . . .

„Gleich sieht man, was ein Herr ist!“ murmelte er. „Ein gut erzogener feiner Mann. . . . So war es auch früher schon immer. . . . Wenn ich dem Herrn Baron Schupuel oder dem Herrn Karlitich einen Anzug brachte. Sie erhoben die Hand und — krach! Der Herr Leutnant Zembulatow auch. . . . Kaum war man bei ihnen und schon warfen sie einen hinaus. Ja, was ein Herr ist, weiß recht wohl, daß man nicht mahnen darf. Ach du, Weib, das verstehst du nicht! Vorüber sind schon diese schönen Zeiten!“

Merkulow tat nur noch eine bedauernde Handbewegung, dann sammelte er seine Kohle und schleppte mit der Last am Rücken nach Hause.

Auf Uebersetzung aus dem Russischen.

Die Offenprache.

Von Michael Zostschents.

Schwierig ist die russische Sprache, teure Mitbürger! Ach wie schwierig!

Und hauptsächlich deshalb, weil es so vernebelt viel Fremdwörter darin gibt. Nun, nehmen Sie mal die französische Sprache. Alles ist klar und verständlich. Kessels, merst, kommt — alles, wie Sie sehen, rein französische, verständliche Worte.

Und bitte schön, nehmen Sie mal einen russischen Satz dagegen — also nicht zu glauben. Alles durchsicht von Fremdwörtern mit unverständlichen, nebelhaftem Sinn.

Man stolpert über die Worte, verliert den Atem und ruiniert seine Nerven.

Da habe ich gerade vor einigen Tagen ein Gespräch mit angehört. Das war auf einer Versammlung. Meine Nachbarn unterhielten sich.

Es war zweifellos eine sehr kluge und intelligente Unterhaltung, aber ich als Mensch ohne höhere Bildung hatte die größte Mühe ihr Gespräch zu verstehen und kam aus dem Staunen nicht heraus.

Es begann folgendermaßen. Mein Nachbar, ein Mann in mittleren Jahren, neigte sich zu seinem linken Nachbarn und fragte höflich: „Sagen Sie, Genosse, ist das eine Plenarversammlung oder nicht?“

„Plenar,“ erwiderte der Nachbar leichtsin. „Sich mal an,“ verwunderte sich der erste, „habs mir doch gleich gedacht, es sah mir gleich nach Plenar aus.“

„Ja, Sie können ganz beruhigt sein,“ sagte der zweite streng, „heute ist eine abfolgt plenare Versammlung. Und ein Quorum hat sich zusammengesetzt, einfach hervorragend.“

„Ist das möglich?“ fragte der Nachbar. „Auch ein Quorum ist vorhanden?“

„Bei Gott,“ sagte der zweite. „Und was ist denn das mit dem Quorum, wenn ich fragen darf?“

„Na ja,“ sagte der Nachbar ein wenig verlegen. „Es hat sich eben zusammengesetzt, weiter nichts.“

„Was Sie nicht sagen,“ sagte der erste Nachbar nachdenklich den Kopf schüttelnd, „und in welcher Hinsicht eigentlich, wie?“

Der zweite Nachbar zuckte mit den Achseln und sah seinen Nachbar streng an, dann fügte er mit freundlichem Lächeln hinzu:

„Sagen Sie, Genosse, Sie scheinen mit diesen Benennungen nicht ganz einverstanden zu sein. . . . Aber mir liegen sie sehr. Wissen Sie, da ist alles minimal den Anforderungen des Tages entsprechend. . . . Obgleich, aufrichtig gesagt, ist meine Einstellung diesen Versammlungen gegenüber in letzter Zeit eine ziemlich permanente. Da ist letzten Endes doch sozusagen gewissermaßen nichts wie Industrialisierung, es wird doch nur leeres Stroh gedroschen.“

„Nun, das kommt darauf an,“ entgegnete der Zweite. „Wenn man sich allerdings auf einen gewissen Standpunkt stellt, und von diesem Standpunkt aus. . . . gewiss, dann kann man von Industrialisierung sprechen, Kontret.“

„Sowohl kontret als auch faktisch,“ verbesserte der Zweite streng.

„Das haben Sie vielleicht recht,“ gab der Erste zu. „Das lasse ich gelten. Kontret und faktisch. Das heißt, es kommt darauf an. . . manchmal. . . .“

„Immer, verehrter Genosse, immer,“ erwiderte kurz der Zweite. „Besonders, wenn die Erregung in der Unterfunktion nach den Vorträgen minimal geworden ist, dann nimmt die Diskussion und das Geschrei sein Ende.“

Auf der Tribüne erschien ein Mensch und machte ein Zeichen mit der Hand. Alles schwieg. Nur meine Nachbarn konnten sich nicht gleich beruhigen. Sie konnten nicht darüber einig werden, ob die Erregung in den Unterfunktionen minimal oder anders wäre. — Es wurde ihnen durch Fischen bedeutet zu schweigen. Sie zuckten die Achseln und schwiegen. Dann neigte sich der erste Nachbar zum zweiten und fragte: „Wer ist das dort, der eben hinausging?“

„Der? Das ist das Präsidium. Ein ganz schotter. Und ein erstklassiger Drator.“

Der Redner erhob die Hände und begann zu sprechen. — Und jedesmal, wenn er stolze Fremdwörter mit nebelhaftem Sinn aussprach, nickten meine Nachbarn ernst mit den Köpfen. Dabei der zweite Nachbar streng zu dem ersten hinüberblickte, als wollte er ihm zeigen, daß er in dem eben stattgefundenen Streit doch Recht behalten hätte.

Ja, schwer ist es, Genossen, russisch zu sprechen.

(Aus dem Russischen übertragen von Alma Lepöre.)

Kleine Chronik.

Die Schmuggelprozedur von Moresnet. Durch die hohen Zölle blüht der Schmuggel vom benachbarten Holland und Belgien im Westgebiet Deutschlands in ungeahntem Maße. Es hat sich in den Grenzstädten des Westens eine ganze Gilde von Berufs-Schmugglern herausgebildet, die in großzügiger Weise ihre Fahrten organisieren. Fast täglich kommt es zur Beschlagnahme von Autos und zur Aushebung von Schmuggelbesitzern in den Grenzstädten, sehr oft auch zu Schießereien. Die geschmuggelten Waren sind hauptsächlich Kaffee, Sumak, Tabak, Zigaretten, Zigarettenpapier, Hummer und Tee. Die Schmuggler kommen bei der Ausübung ihres Gewerbes aus den vorwiegendsten Trieb. Am originellsten ist die Schmug-

Persil billiger!

Hausfrauen, nützet den Vorteil aus! Die Persil-Wäsche war immer am billigsten, der herabgesetzte Preis erhöht ihre Ueberlegenheit noch mehr. Und dabei haben Sie die großen Vorzüge der Persil-Wäsche: nur durch einmaliges Kochen, ohne Reiben und ohne Bürsten ist die Wäsche blütenweiß und rein. Nehmen auch Sie für alle Wäsche nur Persil!

Neuer Preis: K^z 3'50

PERSIL zeigt den Weg zum sparsamen und schonenden Waschen.

gelprozession von Moresnet. Moresnet ist ein belgischer Wallfahrtsort, etwa eine Stunde von der holländischen Grenze gelegen, der seit jeder allwöchentlich von einer Prozession holländischer Pilger besucht wird. Ein besonderer Grenzaustrich wird hierzu angestellt. Seitdem die hohen Zölle gekommen sind, erweist sich nun diese Prozession des besonderen Zuspruchs „bekehrter Pilger“. Die Ursache aber hatten die Zollbeamten bald heraus. Sie stellten fest, daß der Duft, der diese einträchtige Wallfahrt begleitete, mehr nach Kaffee als nach Weihrauch roch. Kürzlich wurde die ganze Prozession durch ein großes Aufgebot von Zollbeamten gestellt und auf Schmuggelware untersucht. Zwar protestierten die Pilger, die unter fremden Nationen dahinzogen, jedes Mal aufs schärfste. Aber das hielt die Beamten nicht ab, jeden einzelnen aufs gewissenhafteste zu untersuchen, wobei für die Frauen eine Reihe von Beamtinnen mitwirkte. Und siehe da, ganze Haufen von Stimpfen, Fischkonserven, Sardinen, Apfelkraut, vor allem aber Tabak, Zigaretten und Zigarillos und Schokolade fanden sich unter den weiten Gewändern der Pilger. Die schöne Prozession zog auf und die Kirchenführer klangen betrübt nach Hause.

Hundert Kirchen zu verkaufen. Auf der Jahresversammlung der Erhalter der orthodoxen Methodistenkirche in Philadelphia wurden die Zustände in zahlreichen Kirchengemeinden einer vernichtenden Kritik unterzogen. Der Redner erklärte, daß der kirchlichen Sache ein Skandal von noch nie dagewesener Natur drohe, wenn es nicht gelinge, radikale Änderungen in der Finanzgebarung herbeizuführen. Nicht weniger als fünf-hundert Methodistenkirchen in den Vereinigten Staaten stünden unmittelbar vor der Zwangsversteigerung. Jahrzehnte lang hat die Kirche durch Spekulationsmanöver hohen finanziellen Verlustzustand herbeigeführt. Gegen die Schuldigen wird eine strenge Untersuchung eingeleitet werden.

Walfisch als Ninenopfer. An der Küste von Nord-Schleswig wurde der vollkommen aufgerissene und zerstückte Leichnam eines 12 Meter langen Walfisches angeschwemmt. Offenbar war das Tier auf eine vergessene Beckriegelmine „aufgelassen“.

Mitteilung aus dem Publikum.

Das kleinste aus Liebe gegebene Geschenk macht die größte Freude. Mit einem Geschenk beweist man stets die Liebe. Deshalb wird gewiß ein jeder über eine schöne Palaba-Lichtlampe die größte Freude haben. Für die Dame ein Palaba-Lichtlampe, für die Kinder eine Exzellenz-Lichtlampe. Für die Kinder alle Sorten Palaba!!

Prähistorische Chirurgie. So futurlos, wie wir es uns vielleicht vorstellen, scheinen nach neueren Feststellungen die prähistorischen Zeiten denn doch nicht gewesen zu sein. Wenigstens auf medizinischem Gebiete läßt sich nachweisen, daß man in dieser Epoche durchaus nicht ohne alle ärztlichen Kenntnisse gewesen ist. Ein Fund aus Österreich bei Halle zeigt, daß Operationen der Schädeldecke bereits in der älteren Bronzezeit mit Erfolg ausgeführt worden sind. Interessanter noch ist ein Schädel, den man in dem altpaläolithischen Reihengraberfeld bei Altdorf in Oberbayern gefunden hat. An diesem Schädel war ein fast eiförmiges Stück abgebrochen, das später durch den Eingriff eines offensichtlich sehr wichtigen Arztes fast haargenau an der gleichen Stelle wieder zum Einwaschen gebracht worden war. In der prähistorischen Sammlung zu München hat man diesen auffallendsten Fund aufbewahrt. Im merowingischen Reihengraberfeld von Wies-Oppenheim fand man zwei Schulterschalen, deren nicht ganz einfache Brüche hervorragend verheilt waren. Das für die Beurteilung des chirurgischen Könnens jener Epoche weitest wichtige Beispiel lieferte jedoch das Reihengraberfeld der Rammingen in einem Hüftschußverletzung. In diesem Falle, der auch für unsere heutigen Verhältnisse außerordentlich schwierig ist, kam nur ein ausgebildeter Arzt tätig gewesen sein, der sogar über ganz erstaunliche Kenntnisse verfügen mußte. Es ist selbstverständlich, daß die zahlreichen detestischen Funde in den Kreisen unserer prominenten Mediziner großes Interesse hervorgerufen und dazu beigetragen haben, die früheren Aufschätzungen über das medizinische Vermögen bei den Urvölkern zu revidieren.

Sport * Spiel * Körperpflege 2. Arbeiter-Wintersport-Olympia 1931.



In Murzschlag (Steiermark) wird feierlich gearbeitet, um die letzten Vorbereitungen für die olympischen Wintersportkämpfe der Sozialistischen Arbeiter-Sport-Internationale (SAS.I.) zur festgesetzten Zeit zu vollenden. Vom 5. bis 8. Jänner 1931 werden Murzschlag und seine herrliche Umgebung die Zitate sein, auf der die Wintersportler der verschiedenen Landesverbände der SAS.I. sich im friedlichen Wettbewerb tummeln. Die Sprungkonkurrenz ist vollkommen fertiggestellt, ebenso der Eiskunstlauf.

Das Olympiaprogramm haben wir bereits mitgeteilt. Am kürzesten besichtigt werden, nach den Vorbereitungen zu schließen, die Eiskunstläufer. Für Eislaufen sind bisher Deutschland, Lettland und Österreich gemeldet. Für das Schnelllaufen Deutschland, Lettland, Finnland und Österreich. Für die Kunstläufer Lettland, Deutschland, Tschechoslowakei und Österreich.

Die österreichischen Naturfreunde tragen im Rahmen der Olympiakämpfe eine Welterschaf im Gesichtlichen aus. Die Leitung liegt ebenfalls in den Händen des Olympiaussschusses.

Film und Rundfunk werden im Dienste der Gesamtveranstaltung stehen. Radio Wien wird von den Hauptwettkämpfen direkt berichten und außerdem täglich einen Situationsbericht veröffentlichen. Die wichtigsten sportlichen Geschehnisse sollen in einem Film festgehalten werden.

Das österreichische Bundeskanzleramt hat verfügt, daß Ausländer auf Grund des Feststehens in Verbindung mit einem ordentlichen Reisepaß, nach Österreich in der Zeit vom 30. Jänner 1931 bis 8. Februar 1931 ohne Visum einreisen können. Der Feststehens allein gilt aber nicht als Fahrschein. Es muß daher jeder Teilnehmer aus dem Auslande einen Fahrschein besorgen.

Die Generaldirektion der österreichischen Bundesbahnen hat für die Teilnehmer am 2. Arbeiter-Wintersportolympia eine je Sprozentige Fahrpreisermäßigung für Einzelfahrer zugestanden. Für Jugendliche unter 20 Jahren gilt die Fahrpreisermäßigung wie für Jugendwandlerer, so daß die jugendlichen Teilnehmer eine Sprozentige Ermäßigung bei Gesellschaftsfahrten von mindestens sechs Personen genießen. Für die Teilnehmer, die während der Feiertage außerhalb Murzschlages als Fahrgäste einquartiert werden müssen, wurde für die tägliche Hin- und Rückfahrt zum Festort und zurück eine Sprozentige Fahrpreisermäßigung zugestanden. Die Graz-Köflacher-Eisenbahn- und Bergbaugesellschaft, die Eisenbahn Wien-Kyburg und die Zillertalbahn gewähren Besuchern der Wintersportolympiade die gleichen Begünstigungen wie die Generaldirektion der österreichischen Bundesbahnen.

Im Anschluß an die Feiertage in Murzschlag führen die österreichischen Naturfreunde zwölf Ur-Laufsfahrten in die verschiedenen

Kipengebiete durch Führer sind in den Alpen erprobte Winterportler und ausgezeichnete Kenner der Berggebiete. In den Schutthütten der Naturfreunde genießen Olympiateilnehmer dieselben Vergünstigungen wie die Naturfreunde.

Ski Hell — Hell — Frei Hell.

Wo sich Skiläufer auf ihren Fahrten begannen, begrüßen sie sich. Die Mannigfaltigkeit der Winterportarten und die Schnelligkeit, mit denen die Fahrer ihre Fahrten davortragen, geben in sehr vielen Fällen nicht die Möglichkeit, die Organisationszugehörigkeit der sich Begrüßenden auf dem ersten Blick zu erkennen. Grüße zu erwidern ist eine Anstandsspflicht, die nicht aufgehoben werden kann. Groß ist auch die Zahl der Skiläufer, die keiner Organisation angehören, es aber für jungsgemäß halten, mit einem Skiführer zu begrüßen oder zu danken. „Ski Hell“ hört man sie rufen und damit leisten sie — vielfach unbemerkt — den bürgerlichen Winterportorganisationen Unterstützung. Die ihnen begegnenden Fahrer müssen annehmen, daß sie den Organisationen angehören, die „Ski Hell“ als ihren Gruß führen. Zu dem am meisten gebräuchlichsten „Ski Hell“ kommen in verschwindender Zahl die Grüße von Skiläufern anderer bürgerlicher Verbände hinzu, wie z. B. das „Gut Hell“ der Deutschen Turnererschaft usw. Die Mitglieder bürgerlicher Verbände stellen die größte Zahl Skiläufer, überall begegnet man ihnen, überall rufen sie ihren Gruß, wobei sie bei der Betonung das erste Wort wie „Ski“, „Gut“ usw. stark hervorheben lassen, um ihre Organisationszugehörigkeit recht deutlich zum Ausdruck zu bringen.

Von den Arbeiterwinterportlern ist der größte Teil im Arbeiter-Turn- und Sportverband und im Touristenverein „Die Naturfreunde“ organisiert. Die ersten führen den Gruß „Frei Hell“ und sind erkenntlich an einem weichen dreieckigen Abzeichen, die Naturfreunde grüßen mit „Berg frei“ und tragen ihr bekanntes rundes Abzeichen mit dem Edelweiß und darunter zwei ineinandergefahnen Händen. Während der Gruß der Naturfreunde aus den vielen Hells klar heraussticht, taucht das „Frei Hell“ der Arbeiterportler in dem allgemeinen Hellsgeräusch unter, und oft durch eigenes Verschulden der Winterportler. Sie betonen mit Vorliebe das Wort „Hell“, anstatt das Wort „Frei“ am lautesten zu rufen und damit jeden klar und deutlich erkennen zu geben, wir sind Arbeiterportler! Die stark auftretende Wintersportbewegung der Arbeiterportler hat es gar nicht nötig, sich bei der Begrüßung mit Skifahrern anderer Verbände zu verstehen, darum

Frei Hell und Berg frei!

In alle Naturfreunde-Ortsgruppen!

Wintertouristik. Die Jugendigkeit der „Naturfreunde“ zum Verband für Arbeiter-Wintersport, die Frage, (Bund pro delictis simul iurista), berechtigt zum Bezug von Relationskarten. Diese Berechtigung wird bestätigt in Nr. 1 vom Jahre 1930, Nachtrag 1, Seite 119 (Bergerheft). Auf Grund der Beschlüsse beim Ständigen Ausschuss, Referat Wintersportfahrten, werden an die Amstellten Aufklärungen hinausgehen. Die Begünstigung für Wintersportler wurde amtlich bis 30. April 1931 verlängert. Die Fahrkarten für Relationskarten werden wie bisher um 30 Prozent billiger sein als der normale Preis.

Nun ist, daß auch die Winterkontrollkarte den Verein zur Gruppenbildung (jezt mindestens 10 Personen) berechtigt; demnach können also Strecken, wo keine Relation ausliegt, befahren werden, ohne die sogenannte Sommerkontrollkarte geklebt zu haben (bis 30. April 1931).

Vom Vorstand des B. J. A. W. T., Prag.

Advertisement for Kaiser's Brust-Caramellen, featuring a logo with a crown and text: 'Gegen Husten, Katarrh, Keuchhusten. Kaiser's Brust-Caramellen mit den 3 Tannen. Ehrlich in Apotheken, Drogerien.'

Beschlüsse der Gauhüttenkonferenz „Nordwestböhmen“, die mit 1. Jänner 1931 in Kraft treten.

- 1. Naturfreundehäuser: Kollendorf bei Ausig, „Nordhütte“ am Rückenberg, Gerdsdorf bei Komolau, diese sind ganzjährig geöffnet und bewirtschaftet. Vorder-Zinnwald und Hopsdorf bei Fien, nur Samstag und Sonntag verwaltet und teilweise bewirtschaftet. Das gleiche gilt auch für das Jellensheim Schloß.
- 2. Tagesausflugsgebühren: Wie noch wie vor mit 50 Heller für alle Hüttenbesucher belassen.
- 3. Nächtigungsgebühren: Naturfreunde und Zwag-Mitglieder zahlen 2 K., mit Heizgebühr zusammen 2,50 K. Alle übrigen Partei-, Gewerkschafts- und Kulturorganisationen, Jugendbergsportverband, so auch Nichtmitglieder zahlen 3 K., mit Heizgebühr zusammen 3,50 K. Arbeitslose erhalten an Topfsoffertagen, ferner Sonn- und Feiertagen keine Ermäßigung eingeräumt. Der Samstag gilt als Sonntag.
- 4. Schlafplatzpaang: Allen Hüttenbesuchern wird im eigenen Interesse die Anschaffung des Schlafplatzes empfohlen, andernfalls diese auch leihweise für eine Veräußerungsgebühr von 1 K. vergeben werden.
- 5. Schlafplätze: Die Aufbewahrungsgelder beträgt pro Woche und Zigaretten 1 K. Alle Winterportgeräte sind versichert.

Die Gaultierung.

Bei uns können Sie Schuhe für Geschenke ohne Probieren erwerben. **Sie kennen nicht die Grösse - tut nichts.** Falls Ihnen nicht die Grösse oder das Modell konveniert, steht es Ihnen frei die Schuhe umzutauschen oder Retournerung des Betrages zu verlangen.

Mata

Rapid Wien.

Der Sportklub Rapid hat in demselben Jahre, in welchem er zum zehntenmale die Fußballmeisterschaft Oesterreichs gewann, auch zum erstenmale den sogenannten Mitteleuropacup gewonnen, also gleichzeitig mit den Ehren jenes Jubiläums auch die Ehre der Eröberung einer bedeutenden internationalen Trophäe erlangt. Wir sind vor dem Verdacht gefeit, den Sportklub zu überschätzen, und gerade wir waren und sind es ja immer wieder, die das Ungefunde, Korruptierende und geistig Benötigende der Ueberreibungen des Sensationsports aufs schärfste kritisieren. Dennoch müssen wir sagen, daß, welchen Vorbehalt immer man auch machen mag, die Leistung Rapids imponierend ist und Respekt einflößt.

Rapids Fußballspiel ist nicht einmal überwältigend schön und es gibt in Wien Vereine, wie etwa Simona, Austria, WAC, die ein für das Auge wohlgefälligeres Spiel betreiben, dennoch ist ihnen allen das System Rapids unvergleichlich überlegen. Rapids Fußballkunst ist Welt vom Geiste der Rasse: kein süßes Artistentum, sondern kühnes Ungefunde und redliche Leidenschaft; oft laufen Irrungen und Wirrungen mit unter, oft gibt es den oder jenen Zustand der Depression, aber immer wieder wächst neuer christlicher Wille, neue Begeisterung aus dem Urgrund der Verbundenheit mit den breiten Volksmassen hervor. Selbst die Vergeßlichkeit des Sports hat es nicht vermocht, Rapid aus dem Zusammenhang mit den Wurzeln seiner Kraft zu reißen; aus dem Zusammenhang mit der sanftmütigen Treue seines Massenanhanges. Wäre auch ein unendlicher Abstand bestehen zwischen jenem Arbeiterfußballklub, als welcher Rapid vor drei Dezennien in die Welt trat und als welcher er in der Vorkriegszeit keinen 1. Mai vorübergehen ließ, ohne für den Weltfeiertag der Arbeit mitzudemonstrieren, müge auch ein unendlicher Abstand bestehen zwischen jenen alten Zeiten und den heutigen Zeiten eines sehr professionellen Betriebes, so hat Rapid doch nicht ganz jene Vergangenheit vergessen und schöpft alle seine Kräfte auch heute noch aus denselben Quellen, aus denen Rapid einst entspringen ist.

Daß sich die Führung Rapids dieser Zusammenhänge bewußt ist, hat man an einem charakteristischen Beispiel erfahren können: Rapid ließ den Plan, am 9. November, also am Wohltag, in Prag zu spielen, sofort fallen, als man auf das dadurch gefährdete Wahlrecht der Spieler hinwies, obwohl die Abänderung eines Mitropacuptermins sichtlich mit gewissen Schwierigkeiten verbunden war. Man vergleiche damit etwa die Haltung der Austria, die ihren ausländischen Partner, der gar nicht wollte, förmlich zwang, mit ihr just am Wahltag in Zürich zu spielen! Freilich, die Austria hat es leicht: sie ist nämlich der Verein mit genau den entgegengesetzten Prinzipien, als sie Rapid hat: sie ist der Verein, der überhanpt keinen Anhang, keine Begeisterung, keine Treue hat, ein Verein, der nichts hat als die sehr oft leere Gelddrüse eines Herrn, der sich anstatt eines Rennpferdestalles einen Menschenstall hält.

Doch an dem Erfolge der zwei Systeme erkennt man, wo die Wahrheit liegt. Man kann Rennpferde für ein einzelnes Rennen „dopen“, aber bleibende Tüchtigkeit, bleibende Leistungsfähigkeit garantiert doch nur eine Sportauffassung, die mit dem Ehrlichkeits- und Reinlichkeitssinn der Massen konform geht. Daß Rapid dies niemals außer acht gelassen hat, verbürgt ihm seine Erfolge und gestattet auch uns, dies heute ausdrücklich anzuerkennen. j h (Arb.-Ztg., Wien)

Die deutsche Kindertheaterbücherei der Stadt Prag, welche in den Räumen der Prager Bühnenscheide, Svatoplukova 13, untergebracht ist, bleibt vom 24. Dezember bis einschließlich 1. Jänner 1931 geschlossen.

Kunst und Wissen.

Hans Pöppler gestorben. In Berlin starb, erst 41jährig, an den Folgen einer Blinddarmpoperation der Schauspieler Hans Pöppler, der an der Berliner Volksbühne die Gestalt des Polizeipräsidenten Wacker in den „Anabinderwindlichen“ von Karl Kraus freiert hat. Pöppler, bis dahin ein Epiodenspieler, ist an dieser Rolle, die er in einer erstaunlich vorzüglichen Schuber-Maske spielte, zum großen Darsteller geworden. Sein Verlust trifft die deutsche Bühnenswelt schwer.

Spielplan des Neuen Deutschen Theaters. Mittwoch: Geschlossen. Donnerstag, 2 1/2 Uhr: „Euzum im Wassergras“. 7 Uhr: „Das Spielzeug Ihrer Majestät“. Freitag, 6 Uhr: „Die Meisterfinger von Nürnberg“. Samstag (13-3), 7 1/2 Uhr: „La Traviata“. Sonntag, 2 1/2 Uhr: „Lugner und Kauer“. 7 Uhr (6-4): „Das Spielzeug Ihrer Majestät“. Montag (13-1), 7 1/2 Uhr: „Anstiege und Fall der Stadt Mahagonny“.

Spielplan der Kleinen Bühne. Mittwoch: Geschlossen. Donnerstag, 2 1/2 Uhr: „Die Wunder-Bar“. 7 1/2 Uhr: „Mein Vater hat Recht gehabt“. Freitag, 3 Uhr: „Der Unwiderstehliche“. 7 1/2 Uhr: „Mein Vater hat Recht gehabt“. Samstag, 7 1/2 Uhr: „Die Wunder-Bar“. Sonntag, 3 Uhr: „Meine Schwester und ich“. 7 1/2 Uhr: „Mein Vater hat Recht gehabt“. Montag, 7 1/2 Uhr: „Die Wunder-Bar“.

Bereinsnachrichten.

Der Silbeter der Prager Buchdrucker findet in allen Räumen der Produkthaus unter musikalischer Leitung des Herrn Franz Rudolf statt. Reichhaltiges Varietés-Programm. Lang. Eintritt 13 K. Kartenvorverkauf in allen üblichen Verkaufsstellen.

Der Film.

Avantgarde-Film in der Tischschlosserei. Die Brüner Verleih-Firma Naturum-Film-Co. gewinnt zur Exploitation in der Tischschlosserei 33 Avantgarde-Filme der bekanntesten internationalen Avantgarde-Regisseure, wie der Franzosen Cavalanti, Rou Ray, Germaine Dulac, René Clair (der Schöpfer des Filmes „Sous les Toits de Paris“), Robert Florey, Duhamel und A. Renoir, des Deutschen E. Blum und des Engländers Kenneth Macpherson. In Prag kommen diese Bildwerke im Premierentheater „Korva“ zur Vorführung.

Literatur.

„Die Zwangsjade“. Ein neuer Sad London! Meine lieben Mitbürger, die Sie Ihr Leben in Warte gepakt verbringen — glauben Sie mir, wenn ich Ihnen sage, daß Menschen noch heute in den Gefängnissen hingerichtet werden, wie es geschah, seit die ersten Gefängnisse von Menschen erbaut wurden.“ Diese Behauptung beweist Jack London mit seinem Roman „Die Zwangsjade“ (erschienen im Universitäts-Verlag, Berlin, Volksausgabe in der Büchergilde Gutenberg, nur für Mitglieder). Er löst einen zu lebenslänglichem Kerker Verurteilten, der später dem Strang überliefert wird, die Erlebnisse der letzten Jahre seiner Qual berichten. Es ist ein Buch des Grauens. Der Gefangene wird von den Wächtern und der Gefängnisleitung gefoltert und oft mehrere Tage lang in die Zwangsjade eingeschmürt. Die fieberhaften Phantasien während dieser Tortur erscheinen ihm als Wirklichkeit, die sein Geist, von dem er annimmt, daß er seinen Körper verlassen habe, durchstreift. Immer sind es aufregende und leidvolle Geschehnisse, aber die seltsamen Phantasien sind der einzige Trost des Gewarteten und dieses Traumen gibt ihm eine Ueberlegenheit über seine Feinde. Diese modernen Sklavenaufseher und Henker werden durch den Widerspruch des Gefangenen zu immer härteren Schweißleistungen angepörrt, aber der Gefangene trägt ihnen und glaubt auch noch einige Minuten vor dem Tode an die Ueberlegenheit seines Geistes über den Körper und die erbärmliche Umgebung. Mehr als die jämmerliche Phantasie einer gepeinigten Seele interessiert uns die Darstellung des Doktrins eines Eingekerkerten, die Darstellung des modernen und „humanen“ Strafvollzugs, von dem wir sonst nichts erfahren und über dessen Brutalität wir noch nicht aufgeklärt werden, wenn noch so viele Kommissionen durch die Gefängnisse geführt werden. Im Land des fortgeschrittenen Hochkapitalismus ist auch das kapitalistische Justizsystem am erschreckendsten ausgeprägt. Jack Londons neuer Roman deckt diese Tatsache mit schmerzloser Offenheit auf.

„Das Haus mit den grünen Fensterläden“. Roman von Felicitas Rose. Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W 57. Preis Ganzleinen M. 6.50. Immer tiefer dringt Felicitas Rose in das Wesen der Heide und ihrer wortlos sich beziehenden Geliebten ein, in denen sich ein Stück deutscher Natur durch die Jahrhunderte rein geblieben ist. Die Großstadt mit ihrer Tatkraft und Bewegung und die Heide mit ihrer Selbstbestimmung stehen in den zwei Hauptgestalten des Romans aneinander, dem starken Schmiedemeister Hartmann und seiner prächtigen Gattin, der verschlossenen Ernsine, deren Stolz es verschmäht, sich gegen eine Verleumdung auch nur zu wehren. Zugleich durchdringt ein lösslicher, gütiger Humor diesen Roman und verleiht ihm unter Felicitas Roses Worten sein besonderes Gepräge.

„Hotel Sacher in Wien“. Weltgeschichte beim Souper. Von Emil Seeliger. Verlag für Kulturpolitik, Berlin, 1930. Ganzleinen M. 7.—, brosch. M. 5.—. Ein einzig interessantes Buch! Der Verfasser hand durch seine Stellung und als bekannter Publizist der alten österreichischen Gesellschafts- und der „oberen Tausend“ nahe. Vor den Augen des Lesers löst er hier ein unerhört spannendes Zeit-

stück und Wirklichkeitsstück vorüberziehen, Politik und Weltgeschichte, unbekannte Diplomatengeheimnisse, authentische Geschehnisse auf einem Hintergrunde, deren Stars gefürchtete Häupter und „allerhöchste“ Damen sind, mit Fürsten, Grafen, Feldherren, internationalen Diplomaten und schönen Frauen als Komparserie. Seeliger zeigt, im Rahmen des weltberühmten Wiener Aristokratenhotels Sacher, diese Persönlichkeiten bei ihrem, vor profanen Augen gehaltenen und intimsten Tun. Also nicht in steter, offizieller „Regierungspose“, sondern im Bilde „Wein, Weib, Gesang“. Hier sind Männer, die in ihrer Jugend nach Berthoven gehört und mit Grillparzer verkehrt hatten! Neben ihnen komische Käuze, halbe Karren. Die Silhouetten Franz Ferdinands, Erzherzog Ottos, Kuffenbergs, Tijas, des Postkutschers von Thierschitz, des Generals von Raulbars, japanische Marineure, Admirale, Minister, Fürsten, Prinzen, Finanziers, berühmte Frauen ziehen vorbei, alle, ob Deutsche, Oesterreicher, Ausländer, Afrikaner — alle jener Gesellschaft angehörig, die als Trägerin der Hochkultur westlicher Bildung die Vorzüge der Herrenrasse für sich in Anspruch nahm und selbst im Arren die wohlhergehende, zur zweiten Natur gewordene nonchalante Gelte behielt. Man hört das Knistern im Gebälk sozialer „Kultur“ und sieht an den Wänden ihres Palastes bereits das Renetüfel der kommenden Weltkatastrophe flammen. Ein ganz eigenartiges Buch! Ein gut Teil des Schicksals von ganz Europa wurde besiegelt oder bespiegelt in diesem merkwürdigen „Hotel Sacher“.

Wintermäntel

für Kinder, Knaben, Jünglinge und Mädchen. **Ski-Dress** alle Größen lagernd. Minderwertige Waren führen wir nicht!



Krawatten
Vigo
Celezna 9

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Emil Strauß Prag
Druck: „Kola“ A. G. W. Bestand- und Buchdruck-Verlag
Für den Druck verantwortlich: Otto Götsch Prag
Die Zeitungsmarktenziffer wurde von der Beh. d. Zeitungswesen
1927-28 mit 12 800 VII/1928 festgesetzt.

Die Bezirkskrankenversicherungsanstalt in GABLONZ a. N.

hat in der Zeit vom 1. Jänner bis 31. Oktober 1930 an die Versicherten ausbezahlt:

a) Bargeldleistungen:		
Krankengeld	Kc	in %
Mutterschaftsleistungen	5.785.953,30	44,14
Beerdigungskosten	786.202,05	6,00
	218.026,60	1,66
		51,80
b) Sachleistungen:		
Arztekosten	1.651.281,70	12,60
Medikamentkosten	1.445.769,55	11,03
Spitalskosten	1.552.860,30	11,85
		35,48
c) Verschiedenes:		
Krankenkontrollkosten	84.006,75	0,64
Verwaltungskosten	1.584.288,81	12,08
zusammen	13.108.389,06	12,72

In Heilanstalten, Sanatorien und Erholungsheimen wurden in der gleichen Zeit auf Kosten der Anstalt untergebracht:

Lungenheilstätten: (Bokau, Friedland, Oberschwar, Prosečnice, Pleš, Sangerberg, Semil, Tannwald, Zwickau)	292	Versicherte
Bad Lieberwoda	9	"
Franzensbad	6	"
Frankenstein-Rumburg	56	"
Karlshad	39	"
Krappelheim Reichleberg	51	"
Bad Pyštan	6	"
Walderholungsstätte Seidenschwanz	64	"
Erholungsheim Bad Kunnersdorf	104	"
Diverse: (Bad Darkau, Bad Pöddbrad, Jodbad Čiz, Bad Luháčovice, Marienbad, St. Joachimstal und Teplitz-Schönbau)	18	"
zusammen	645	Versicherte

Allgemeine Genossenschaftsbank
(Všeobecná družstevní banka)

Bredovská 4. PRAHA II. (neben der Hauptpost).
Telephon: 22751-5.

Exposituren:
Praha II., Těšnov 5.
Brünn, „U Solnice“ Nr. 3. Mährisch-Osttau, „Hornický dům“.

Durchführung aller Bankgeschäfte.
Kreditbriefe für das Ausland, auch für Rußland.
Einlagen auf Einlagsbüchel und in laufender Rechnung. — Lose gegen Barzahlung und auf Kredit. — Verkaufsstelle der tschechoslow. Klassenoterie. — Vermietung von Schließfächern (Safes). — Eigenes Panzergewölbe.

Böhmische Industrial-Bank

Aktienkapital u. Reservefonds Kč 309.000.000.

Zentrale in Prag I.,
na Štikopě 35.



Filialen in: Aussig, Benešov, Beroun, Bodenbach, Böhm.-Krumau, Bratislava, Brno, Břeclav, Čáslav, České Budějovice, České Velenice, Český Těšín, Domažlice, Dvůr Králové n. L., Freudental, Friedland i. B., Gablonz a. N., Hodonín, Hradec Králové, Iglau, Jindřichův Hradec, Karlsbad, Kladno, Klatovy, Komotau, Košice, Kutná Hora, Laibach, Louny, Mähr.-Trübau, Místek, Mladá Boleslav, Moravská Ostrava, Morchenstern, Náchod, Nový Bohumín, Olomouc, Pardubice, Píseň, Píseň, Přerov, Příbram, Rakovník, Roudnice n. L., Semily, Strakonice, Sternberg i. M., Tábor, Troppau, Uherské Hradiště, Ústí n. Orli., Vysoké Mýto, Vyškov, Welpert, Znaim, Zittau. — Exposituren in: Prag VII. (Holešovice), Štrossmayerovo nám. 976, Prag VIII. (Libeň), Královská tř. 890, Kgl. Weinberge, Rubešova 21, Smíchov, Štefanikova tř. 43. und Žižkov, Husova tř. 45 n. — Bahnhof-Wechselstuben in: Bratislava und České Velenice.



Durchführung aller Bank-, Börsen-
und Wechselgeschäfte.

Kreditbriefe auf alle Plätze des In-
und Auslandes.



Hypoteční banka česká

(früher Hypothekbank des Königreiches Böhmen)

Zentrale: PRAG II., Haalichovo nám. 13 Filiale: BRATISLAVA

Expositur: KOŠICE

Emission von Pfandbriefen mit Landesgarantie und Papillarsicherheit.

Darlehen auf Häuser und Grundstücke.

Einlagen gegen Einlagsbücher und in laufender Rechnung.

Eskompt von Wechseln für Geldinstitute.

Anstaltungen aller Art.

Lombard

Inkassi

Wertpapiere

Kauf und Verkauf, Inhabermässige und billige Verwahrung und Verwaltung.



Zemská banka

(früher Landesbank des Königreiches Böhmen)

Zentrale Prag - Filiale Bratislava

Alle Bank- und Börsen-Transaktionen. — Geldeinlagen in laufender Rechnung gegen Einlagsbücher und Kassenscheine. — Langfristige Kommunal-, Meliorations-, Eisenbahn- und Hypothekendarlehen, Baukredite. — Emission von Schuldscheinen mit der Haftung des Landes Böhmen, in der Slowakei und in Karpathorusland mit Staatsgarantie.

Individuelle Verwahrung und Verwaltung von Wertpapieren, getrennt von den eigenen Beständen und den Wertpapieren dritter Personen. — Sicherheits-Stahlschrankschrank-Vermietung.

Individuelle Verwahrung und Verwaltung von Wertpapieren, getrennt von den eigenen Beständen und den Wertpapieren dritter Personen. — Sicherheits-Stahlschrankschrank-Vermietung.

BANKHAUS PETSCHKE & Co.

PRAG II.,
BREDOVSKÁ 18.

TELEGRAMM-ADRESSE: PETSCHKEKOMP.